

Titeldaten

Titel: Auslandsausgabe
Datum: Donnerstag, den 30. Dezember 1943
Band: 115
Ausgabe: 333, 30.12.1943 - Auslandsausgabe
Standort: Staatsarchiv Hamburg, Bibliothek
Signatur: n.n.

PURL: https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1699277745_19431230AU

Rechtehinweis

Urheberrechtsschutz nicht bewertet.

Der Urheberrechtsschutz und sonstige Rechtsstatus des Objekts wurde nicht bewertet. Bitte prüfen Sie selbst, ob das Objekt urheberrechtlich geschützt ist und verwenden Sie es in diesem Fall nur im Rahmen gesetzlicher Erlaubnisse oder mit Zustimmung der Urheberin bzw. des Urhebers, falls dieses in Betracht kommt.



<https://rightsstatements.org/vocab/CNE/1.0/>

Ergänzender Hinweis

Möglicherweise benötigen Sie zusätzliche Erlaubnisse für die beabsichtigte Nutzung. Zum Beispiel, weil Persönlichkeitsrechte abgebildeter Personen zu beachten sind.

Nachnutzung

Zum Zwecke der Referenzierbarkeit und einem erleichterten Zugang zum Original bitten wir um folgenden Hinweis bei der Nachnutzung:

| *Original und digitale Bereitstellung: Standort + Signatur + PURL*

Bei der Weiterverwendung unserer Digitalisate freuen wir uns über eine kurze Mitteilung mit den bibliographischen Angaben und nach Möglichkeit auch über ein Belegexemplar der Publikation.

Kontakt

Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
- Carl von Ossietzky -
Von-Melle-Park 3
20146 Hamburg

digitalisierung@sub.uni-hamburg.de
<https://www.sub.uni-hamburg.de>

Hamburger Fremdenblatt

Bezugspreise: In Groß-Hamburg Ausgabe C (wochentags abends, sonntags morgens) 3,20 RM monatlich frei Haus (davon für den Kolporteur 1,50 RM), bei Abholung 2,90 RM, Ausgabe A (mit ausführlichem Wirtschaftsblatt) 4,20 RM monatlich frei Haus (davon für den Kolporteur 2,50 RM), bei Abholung 3,90 RM, Halbjahrsabgabe Ausgabe C 15,00 RM, Ausgabe A 21,00 RM (davon für den Kolporteur 10,00 RM), bei Abholung 14,00 RM, Ausgabe A 20,00 RM, bei Abholung 17,00 RM. Bestellungen bei allen Kolporteurs und beim Verlag. Die Kolporteurs erheben ihre Gebühren für eigene Rechnung und haben Vollmacht, die Zeitungsgebühren einzuziehen, so daß ihnen stets der Gesamtbetrag zu zahlen ist. — Durch die Post Ausg. A 4,30 RM, Ausg. C 3,30 RM, Reichsausgabe B 2,90 RM monatlich einschließlich Postgebühren für Ausgabe A 35 Rpf., B und C je 28 Rpf. monatlich, zusätzlich Zustellgebühr für Ausg. A, B und C je 25 Rpf. Die Ausgabe B (wochentags abends und sonntags morgens) auch bei unseren Provinzial-Zustellstellen zu 2,50 RM monatlich frei Haus. Im Ausland: Bezug durch die Postanstalten sowie durch den Verlag unter Streifenband.



Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 9. Annahme von Anzeigen stets vorbehaltlich der Genehmigung des Verlags. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen kann eine Gewähr nicht übernommen werden. Alle Angaben für die Ausführung des Auftrages müssen auf dem Manuskript vermerkt werden. Mündliche Vereinbarungen sind nicht verbindlich. Für Druckfehler infolge menschlicher Schrift wird kein Ersatz geleistet. Durch Fernsprecher werden Anzeigen und Änderungen nur auf ausdrücklichen Wunsch und ohne Gewähr angenommen. Schriftleitung: Hamburg, Große Bleichen Nr. 36-37, Drahtanschluß: Fremdenblatt Hamburg, Fernruf: Hamburg 34 10 10. Nachmittags (nach 21 Uhr und sonntags): Schriftleitung: Hamburg, Große Bleichen Nr. 36-37, Drahtanschluß: Fremdenblatt Hamburg, Fernruf: Hamburg 34 10 10. Postcheckkonto: Commerzbank AG in Hamburg SW 21, Heilensstraße 6, Fernruf: 10 63 41. Postcheckkonto: 25 77 Hamburg.

Ausland-Ausgabe

Nr. 333

Donnerstag

30. Dezember 1943

115. Jahrgang

4. Vierteljahr

Preis 15 Rpf.

Großkampf im Raum westlich Kiew

Südamerika unter USA-Kontrolle

Stockholm, 29. Dezember

Der nordamerikanische Staatssekretär des Auswärtigen, Cordell Hull, hat im Interamerikanischen Beratungsausschuß für politische Ereignisse bemerkenswerte Äußerungen darüber getan, in welcher Weise die USA die außenpolitische Aktionsfreiheit der südamerikanischen Republiken einzuschranken beabsichtigen, um ihnen damit den Willen des Weißen Hauses aufzuzwingen.

Hull unterrichtete den Ausschuß, daß die USA der Entschließung zustimmen, wonach keine amerikanische Regierung, die durch Gewalt eingesetzt ist, anerkannt werden soll, bevor nicht der Ausschuß darüber beraten hat. Damit man auch ganz genau weiß, gegen wen sich die Entschließung richtet, fügte Hull noch hinzu, man habe sie an jede amerikanische Republik gesandt — mit Ausnahme von Argentinien und Bolivien.

Zwischen Hull und dem Präsidenten des Interamerikanischen Beratungsausschusses, Dr. Alberto Guani, sind entsprechende Botschaften ausgetauscht worden, die inzwischen die Zustimmung der USA-Departements gefunden haben. Die Anerkennung der neuen Regierung Bolivians wird nach der erwähnten Entschließung so lange verhindert werden, bis die anderen amerikanischen Republiken beraten haben und zu einem Übereinkommen gelangt sind.

Es besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß diese ganze Entschließung nichts anderes als bestellte Arbeit des Weißen Hauses ist. Der „Interamerikanische Ausschuß“ ist so zusammengesetzt, daß er als ein Instrument Roosevelts anzusehen ist.

Bulgarische Ziele

Sofia, 29. Dezember

Eine Delegation der Abgeordnetenkammer übergab die Antwort auf die Thronrede dem Regenten. Prinz Cyrill dankte für das Gedanken an den unvergesslichen gestorbenen König und erklärte weiter, daß die bulgarische Außenpolitik stets im Geiste des nationalen Ideals, der Einigung des bulgarischen Volkes, geführt werde. Bulgarien werde niemals auf seine gerechten und undiskutierbaren Ansprüche auf die nationale Einigung verzichten. „Unsere Pflicht besteht in der Erhaltung und Stärkung der Unabhängigkeit und Einheit unseres Vaterlandes. Wir müssen vom Geist der Pflichterfüllung besesselt sein und müssen das Bewußtsein für die geschichtliche Verantwortung für den kommenden Generationen haben.“ Als die wichtigsten Punkte bezeichnete der Regent den Schutz der Sicherheit Bulgariens, Ruhe und Ordnung im Lande, Ausweitung der Produktion und angemessene Sozialreformen. Er schloß mit den Worten:

„Um die bulgarische Fahne geschart, von dem Vorbild und Vermächtnis des großen Königs, des unvergesslichen Einigers unseres Volkes, besesselt und von dem Gedanken an das Wohlergehen des Vaterlandes und unseres tapferen und arbeitssamen Volkes geleitet, entfalten wir unsere Kräfte und unseren Willen zum Aufbau, zur Größe, zum Fortschritt und zur Erringung einer glänzenden Zukunft des geeinigten Bulgariens.“

Anschließend erschien König Simeon I. in Begleitung der Königin-Mutter im Sitzungssaal, wo beide von den Abgeordneten mit Jubel begrüßt wurden.

Dank an den Führer

Berlin, 28. Dezember

Der Vorsitzende des albanischen Regenschaftsrates, Mehmed Frasheri, hat ein Schreiben an den Führer gerichtet, in dem er die Wiedererklärung der albanischen Unabhängigkeit und die Wahl des albanischen Regenschaftsrates anzeigt und dem Führer im Namen des Regenschaftsrates für die wertvolle Unterstützung dankt, die das Großdeutsche Reich dem albanischen Volk hat angedeihen lassen. Der deutsche Generalkonsul in Tirana hat dem Vorsitzenden des albanischen Regenschaftsrates den Eingang seines Schreibens mit Dank bestätigt.

Auch das Billige kann schön sein

Deutsche Wertarbeit in der Schweiz

Ausstellungen im neutralen Ausland sind selten geworden. Um so mehr kann auf eine Veranstaltung hingewiesen werden, die in der Berner Kunsthalle fruchtbare Wirkung geübt hat und dann vom Kunstgewerbe-Museum in Zürich übernommen worden ist. Es handelt sich um eine Auslese kunsthandwerklicher Arbeiten, wie bester Serien- und Industrieware, die unter dem Motto „Deutsche Wertarbeit“ vom Kunstdienst (Berlin) zusammengestellt worden ist, der sich für die künstlerische Formung der Industrieware seit langem eingesetzt und das Erbe des Werkbundes auf erfreuliche Weise weitergeführt hat. Ausgestellt sind in der Schweiz: Porzellan und Keramik, Glas und Textilien, Arbeiten in Metall, Holz und Leder, Buchbinderarbeiten sowie Schrift und Druck. Erzeugnisse der Volkskunst sind nicht aufgenommen. Bei uns werden diese beiden Bezirke deutlich und sauber unterschieden. Hat die Volkskunst ehrwürdige Tradition zu wahren und wird sie meist als Heimarbeit hergestellt, so setzt sich das Kunsthandwerk mit den Formproblemen der jeweiligen Zeit auseinander.

Dieser Ausstellung kommt allgemeine Bedeutung zu, weil sie Beispiele und Lösungen bringt für den weiten Bereich der Gebrauchsware, wie sie besser nicht gedacht werden können. Auch in anderen Ländern ist die Frage der guten Serienware schon erfreulichen Lösungen entgegengeführt worden — es sei nur an die hohe Qualität des schwedischen Glases erinnert —; bei uns ist aber dieser Prozeß am weitesten vorgeschritten. Und das heißt: die Zahl der Manufakturen und Fabriken, die ihre Produktion unter das Gesetz der Qualität gestellt haben, ist immer größer geworden. Die Zusammenarbeit von Kunst und Industrie kann schon auf weitem Felde ver-

Außerordentlich hart

Aus dem Führerhauptquartier, 29. Dez.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Nördlich Kirowograd nahmen unsere Truppen trotz zähen feindlichen Widerstandes mehrere Ortschaften im Sturm und zerschlugen Bereitstellungen der Sowjets in überraschendem Vorstoß.

Im Raum von Schitomir verstärkte der Feind seine Angriffe. In schweren Kämpfen wurden seine Angriffsspitzen südöstlich Schitomir aufgefangen. Weiter nördlich scheiterten alle sowjetischen Angriffe.

Insgesamt wurden 41 feindliche Panzer abgeschossen.

Die Sowjets trafen gestern nach starker Artillerievorbereitung und mit zahlreichen Panzern auch im Abschnitt von Korosten zum Angriff an. Erbitterte Kämpfe sind im Gange.

Bei Witebsk wurden weiterhin alle Durchbruchversuche des Feindes vereitelt. Sofort angesetzte Gegenstöße warfen die Bolschewisten an einzelnen Einbruchstellen nach harten Kämpfen zurück.

Seegefecht in der Biskaya

In Italien verlief der Tag bis auf einen erfolglosen feindlichen Angriff nördlich Venetrio ruhig.

Am vergangenen Tage stießen 26 schwere nordamerikanische Bomber unter Jagdschutz in den oberitalienischen Raum vor. 20 Bomber wurden in Luftkämpfen, zwei weitere durch Flakartillerie der Luftwaffe zum Absturz gebracht. Ihre deutsche Jagdflugzeuge gingen verloren, ihre Flugzeugführer konnten sich jedoch durch Fallschirmsprung retten.

An der italienischen Westküste wurden zwei nordamerikanische Jagdflugzeuge vernichtet.

In den Morgenstunden des 28. Dezember versuchten die Briten ein Kommando-Unternehmen gegen die Kanalinsel Sercq. Es scheiterte bereits in den dichten Minenfeldern der Küste, in denen der Feind bei seinem eiligen Rückzug Tote zurückließ.

Im Seegebiet der Biskaya fanden vom 27. bis 29. Dezember Gefechte zwischen deutschen Zerstörern und Torpedobooten und englischen leichten Seestreitkräften statt. Die eigene und feindliche Luftwaffe griff laufend in die Operationen ein. Im Verlaufe der harten Kämpfe entstanden auf beiden Seiten Beschädigungen. In der vergangenen Nacht führten einige

britische Flugzeuge Störangriffe auf westdeutsches Gebiet durch.

Von dem Erfolg deutscher Jäger in Oberitalien war gestern folgende Mitteilung ausgegeben worden:

In den Mittagsstunden des 28. Dezember errangen deutsche Jagdflieger über oberitalienischem Gebiet einen hervorragenden Abwehrerfolg. Gegen 12 Uhr griffen sie einen unter Jagdschutz anfliegenden Verband viermotoriger USA-Flugzeuge an und vernichteten die aus neun Maschinen bestehende erste Welle vollkommen. Alle neun viermotorigen Flugzeuge stürzten brennend oder schon in der Luft zerplatzt ab. Die zweite Bomberwelle wurde zum Bombennotruf gezwungen. Dabei wurden weitere neun viermotorige Bomber Opfer der ungestüm angehenden deutschen Jäger. Ein viermotoriges Flugzeug wurde von Flakartillerie der Luftwaffe zum Absturz gebracht.

Somit verlor der Feind in kurzer Frist von insgesamt etwa 25 eingesetzten viermotorigen Flugzeugen, ohne seinen Angriff durchführen zu können, nach bisher vorliegenden Meldungen mindestens 19 Flugzeuge. Der aus zwei-motorigen nordamerikanischen Jagdflugzeugen bestehende Jagdschutz griff nicht in die Luftkämpfe ein.

Englische Sorgen um das Invasionsrisiko

Auf schwerste Verluste gefaßt

Meldung unseres Vertreters

pt. Stockholm, 29. Dezember

Mit der Ernennung der verschiedenen neuen englischen und nordamerikanischen Oberkommandierenden für die sogenannten „Invasionsoperationen“ hat die Debatte in der angloamerikanischen Presse über dieses bevorstehende Unternehmen einen neuen Höhepunkt erreicht. Zum Unterschied gegen früher macht sich jedoch in den englischen Kommentaren ein Bemühen zur nüchternen Berechnung der Aussichten und Möglichkeiten geltend. Grobspurige Ankündigungen überläßt man der USA-Presse. Die Ermüchterung in der englischen Haltung ist ein Ergebnis der Überleistung, die gerade dieses Thema in England erlebt hat. Man weiß heute in England, daß es kein Zurück mehr gibt und daß diesmal Ernst gemacht werden muß. Der englische Generalstab hat diesen Termin, das weiß die englische Öffentlichkeit, so lange wie möglich hinauszuschieben versucht, und er hat den Forderungen Stalins erst nachgegeben, nachdem er Zusicherungen von nordamerikanischer Seite erhalten hatte, daß die USA-Streitkräfte den ausschlaggebenden Anteil an den für dieses gewaltige Abenteuer vorgesehenen Streitkräften übernehmen würden.

Die englische Presse nimmt die in den USA ausgehenden Warnungen, auf sich große und größte Verluste gefaßt zu machen, auf. „News Chronicle“ erklärt, daß selbst unter den günstigsten Voraussetzungen die Verluste an Menschenleben für die Angloamerikaner ungeheuer werden würden. Eine Alternative gebe es nicht mehr, meint das Blatt. Die „Times“ schreibt: „Die Aufgabe, die man sich gestellt hat, ist gewaltig, nämlich die Vernichtung der gesamten Kriegsmacht des Gegners. Das bedeutet, daß wir den Widerstand von Millionen deutscher Soldaten und Seeleute und der deutschen Luftwaffe, geleitet von hervorragenden Strategen, brechen und daß wir einen Gegner frontal angreifen müssen, dessen Gelände nach wie vor intakt ist und dessen Befestigungen, in drei Jahren ausgebaut, Hunderte von Kilometer außerhalb der Grenzen Deutschlands liegen, und der gewaltige Industrien und einen ganzen Kontinent zur Verfügung hat.“

„Mühjames Vorarbeiten“

Stockholm, 29. Dezember

Der neuernannte Oberbefehlshaber der alliierten Invasionsstreitkräfte in Europa, General Eisenhower, erklärte Pressevertretern: „Unser Vormarsch auf Rom war enttäuschend lang-

sam. Wir sind wieder einmal in einer Zeit, wo wir uns gegen einen Feind, der harten Widerstand leistet, mühsam durch den Dreck vorarbeiten müssen.“

Eisenhower gab weiter der Ansicht Ausdruck, daß Bombenangriffe allein Deutschland nicht niederringen könnten, obwohl sie für den Angriff auf Deutschland vom Westen her eine sehr nützliche Beihilfe seien. Schließlich wendete sich Eisenhower scharf gegen die Gerüchte, daß die italienische Front allmählich erstarren würde.

Mit fanatischer Verbissenheit

Genf, 29. Dezember

Exchange gibt aus dem Hauptquartier des Generals Alexander einen Bericht über die Kämpfe an der italienischen Front wieder, in dem ein Oberstleutnant der 8. Armee den zähen Abwehrkampf der deutschen Truppen in der Schlacht um Ortona schildert.

„Es sind meist sehr junge Leute. Sie kämpfen mit fanatischer Verbissenheit bis zum letzten Mann und bis zur letzten Kugel, und wenn ihnen die Munition ausgeht, so wehren sie sich mit der bloßen Faust, greifen zum Bajonett und zum Gewehrkolben, oder schleudern Dachziegel oder Steine. Bis zum Wahnsinn steigert sich die Kampfmotiviertheit dieser Soldaten, die vom Nationalsozialismus besessen sind und das Wort Kapitulation nicht kennen.“

Der britische Offizier erzählt weiter, daß die deutschen Verteidiger an Mitteln, den kanadischen Truppen Schaden zuzufügen, nicht verlegen seien. Unter Aufopferung des eigenen Lebens werde immer wieder versucht, in die bereits von Sprengkörpern gesäuberten Unterkünfte der Kanadier einzudringen und sie durch Bomben in die Luft zu sprengen.

Da General Alexander dieser Bericht zweifellos vorgelegen hat, scheint es dem britischen Oberkommandierenden der 8. Armee offenbar angebracht, etwa bestehende Illusionen über ein Nachlassen der deutschen Kampfmoral zu zerstören.

14000 Italiener an der Front

Madrid, 28. Dezember

Eine amtliche Mitteilung aus dem Hauptquartier des Duce, wonach Anfang Dezember rund 14000 Italiener an der süditalienischen Front kämpften, ruft in Italien lebhaftes Genugtuung hervor. Man sieht in diesen 14000 Mann die Vorhut des neuen republikanischen Heeres und gibt der Ansicht Ausdruck, daß das neue italienische Heer, das in raschem

Terrorangriff auf Rom

Rom, 29. Dezember

Feindliche Terrorflugzeuge warfen gegen Mittag des 28. Dezember großkalibrige Bomben auf Stadtviertel von Rom ab. In einem unweit der Basilika San Paolo fuori le mura gelegenen Wohnviertel wurden mehrere Häuser zum Einsturz gebracht. Hier wie an anderen Stellen wurden zahlreiche Personen getötet oder verletzt.

Der britische Trottel

Meldung unseres Vertreters

s. Zürich, 29. Dezember

Selbstverständlich findet die Ernennung des Nordamerikaners Eisenhower zum Oberkommandierenden der Zweiten Front in der englischen Presse die gebührende Zustimmung. Die Blätter überbiehen sich in Lobpreisungen der angeblich unvergleichlichen Qualitäten Eisenhowers. Wie üblich, werden allerdings Anekdoten aufgeführt, die dem naiven Leser die persönlichen Eigenschaften Eisenhowers glauben machen sollen. Dabei ist einigen englischen Blättern im Uebermaß eine peinliche Panne passiert. Um die diplomatische Begabung Eisenhowers zu schildern, erzählen sie, wie ein Schweizer Blatt berichtet, die Geschichte von einem Streit zwischen einem amerikanischen und einem englischen Obersten in Nordafrika. Im Laufe dieser Auseinandersetzung über militärische Fragen war der amerikanische Oberst offenbar sehr aus der Rolle gefallen, worauf er von Eisenhower zur Rede gestellt wurde. Dabei wurde ihm von dem Oberkommandierenden klargemacht, daß er, der amerikanische Oberst, in dem Streit durchaus im Recht gewesen sei, daß er ferner auch durchaus mit Recht den Engländer einen „Trottel“ genannt habe, aber weil er ihn einen „britischen Trottel“ genannt habe, müsse er gemäßigter werden. Auch wenn die Pointe der Geschichte teilweise erfunden sein sollte, gibt sie doch Aufschluß über die Einstellung der Amerikaner gegenüber ihren englischen Vettern, die man zwar innerlich verachtet, aber aus Gründen der Diplomatie nur individuell, nicht aber kollektiv so bezeichnen darf, wie man möchte.

begonnen hat, dafür ist auch die „Deutsche Warenkunde“ Zeugnis, die — vom Kunstdienst mit Unterstützung der Reichskammer der Bildenden Künste herausgegeben — eine Art Enzyklopädie der guten Formen für alle Arten und Gebiete enthält und schon zu einem stattlichen Band angewachsen ist. (Die Schweiz plant, wie es heißt, ein ähnliches Unternehmen.) Das Verlangen nach Qualität muß, wie sich herausgestellt hat, freilich in weitem Maße noch wachgerufen werden. Diese Erziehung wird in Deutschland mit Sorgfalt betrieben und erstreckt sich auf Händler und Käufer wie auf die Jugend.

Greift man nur ein paar Proben von den in der Schweiz ausgestellten Dingen heraus, etwa die Keramik Otto Lindigs (Dornburg), die Gläser Wilhelm Wagenfelds (Weißwasser) oder die des

Jenener Glaswerks Schott und Gen., die Textilien Margarete Hildebrandts (Stuttgart) oder die Silberarbeiten Josef Arnolds (Hamburg), die gedruckten Holzarbeiten Artur Windes (Dresden) oder die Buchbinderarbeiten Johannes Gerbers (Hamburg), so sagen diese, wie viele andere Beispiele, deutlich aus, daß jedes Werk der Hand seine echte Form und Schönheit findet, wenn der Mensch seinen Sinn erkennt und zu gestalten weiß. Das Gemeinsame dieser Ausstellungen deutscher Wertarbeit ist, daß, unbeschadet der künstlerischen Eigenarten der verschiedenen Künstler, eine Gesamthaltung alle verbindet. Und sie zeigt weiterhin, daß es auf dem Gebiete der angewandten Kunst keinen Stillstand gibt.

Fritz Nemitz

Strahlenpilz und Mutterort

Außer Kraft gesetztes Unheil / Von Dr. Herbert Fritzsche

Wenn wir mit unserem Wirken und Werken „unser Brot verdienen“ und oft unsere wirtschaftliche Existenz bildlich als „unser Brot“ bezeichnen, also als das, was uns Nahrung gibt und unser liebtliches Fortbestehen gewährleistet, so rauscht und wogt hinter solcher Ausdrucksweise ein Meer von Gräsern. Die Geschichte der Menschheit — immer wieder bewegt vom „Kampf ums Brot“ — kann nicht losgelöst werden von der Geschichte der Getreidearten, aus denen unser Brot hergestellt wird, „Hergestellt“ — dieses Wort ist richtiger, als wenn es „gebacken“ hieß, denn die Mehrzahl der Menschen auf Erden lebt von Brot oder von Fladen aus Getreidekörnern. Die Grundnahrung aus Getreide, ist nahezu überall das „tägliche Brot“ auf Erden, aber ein „Brotlaib“ kommt nur im Abendland auf den Tisch und selbst dort nicht immer. So steht z. B. das schwedische Knäckebrot im Orient üblichen

Fladen-Zubereitung des Getreides weit näher als unserer Backform des Brotlaibs, den die Bauern oft noch rund gestalten, während in den Städten mehr und mehr die längliche Form gebräuchlich geworden ist.

Nennen wir auch die Brei- bzw. die Fladenform der Getreidekost „Brot“, so zeigt ein einziger Blick auf die Ernährungsgeschichte und Ernährungsgeographie der Menschheit, wie unübersehbar viel Heil und Segen uns aus dem Getreide erwachsen ist. Der Mensch hängt in seiner Existenz von den Gräsern, aus deren Welt ihm die Getreidearten erwachsen, weitgehend ab — sein Leib ist auf den Brotlaib angewiesen, sein „tägliche Brot“ bedingt das Fortbestehen seines Lebens und Schaffens.

Wir haben also allen Grund, dem Getreide wohlgesonnen zu sein. Es erwächst uns reicher Segen aus ihm — ein Segen, den wir erst voll genießen, seit wir die Vergrünerung der Weißmehl-

Der Luftkrieg

Ein Rückblick auf die Geschehnisse des Jahres 1943 zeigt den Luftkrieg in einer dynamischen Entwicklung, die an allen Fronten bestimmend geworden ist. Besonders die Ostfront bot uns ein Bild konzentrierter Angriffsschläge der Luftwaffe, ausgelöst von den Massendurchbruchversuchen der Sowjets. Die mit großer Umsicht in die Schlachten geworfenen deutschen Tiefflieger-Verbände fügten den Sowjets sehr hohe blutige Verluste an Menschen und nicht minder große Ausfälle an Material — darunter Hunderte von Panzerkampfwagen — zu, während die schweren Kampferverbände der Luftwaffe sich vornehmlich gegen den Nachschub des Feindes bis weit in das Hinterland konzentrierten. Unzählige zerstörte Kraftwagen und Fahrzeuge aller Art, die die sowjetischen Straßen säumten, sowie ausgebrannte oder zerschlagene Transportzüge sind Zeugen dieser nachhaltigen Luftangriffe. Die deutsche Jagdwaffe fand in den sich an Zahl vermehrenden sowjetischen Schlachtflieger-Verbänden lohnende Objekte ungestörter Angriffe, die das überragende fliegerische Können und die hervorragende Tapferkeit der deutschen Jäger immer wieder herausstellten. Es gab Tage, an denen die Sowjets an die 300 bis 400 Flugzeuge verloren. So kam es, daß die sowjetische Flugzeugindustrie gerade in dieser Zeit, diese schweren Verluste einigermaßen auszugleichen und sich zur Erfüllung dieser Aufgabe auf den Bau von Schlachtflugzeugen und Jagdmaschinen beschränken mußte. Symbolisch für die deutsche Jagdwaffe an der Ostfront ist die Meldung des 8000. Luftstuges eines einzigen deutschen Jagdgeschwaders, des rumtreichen Jg 52, das damit über 50 feindliche Flugzeuggeschwader vernichtet hat. Auch brachte das Jahr 1943 dem deutschen Volk in Jagdfliegern wie Graf, Nowotny, Rall, Philipp und anderen, die sich mit einer hohen Zahl von Luftsiegen in die Spitze einreihen, leuchtende Vorbilder an Mut und Tapferkeit, würdig der Tradition der deutschen Jagdwaffe.

Besondere Erwähnung verdient die Flakartillerie der Luftwaffe, deren Batterien im Zuge der Entwicklung in vorderster Frontlinie sowohl im Erdkampf als auch bei Abwehr sowjetischer Fliegerverbände stolze Erfolge gemeldet hat.

Von gleicher Kraft war die offensive Kriegführung der deutschen Luftwaffe auch an der Mittelmeer-Front. Hatten sich hier die Briten und Amerikaner nach der Aufgabe des Brückenkopfes Tunis eine nachhaltige Schwächung der deutschen Luftmacht erhofft, so erlebten sie, wie auf vielen Gebieten, herbe Enttäuschung. Weder ihre Landungsoperationen gegen Sizilien und Unteritalien, noch ihre Nachschubgeleitete auf den vermeintlich freigelegten Meeresstraßen vor der nordafrikanischen Küste blieben von wuchtigen Angriffsschlägen der deutschen Luftwaffe verschont. Die deutschen Torpedoflieger traten im August mit einem einzigartigen Großerfolg hervor. Der denkwürdige 13. August, an dem der Feind auf einen Schlag nicht weniger als 32 Schiffseinheiten mit über 170 000 BRT durch deutsche Lufttorpedos verlor, war Auftakt zu wichtigen Schlägen gegen die angloamerikanischen Nachschub zur See für die süditalienische Front. Zusammen mit Kampfverbänden setzten die deutschen Torpedoflieger die Schlacht auf dem Meere, besonders in den Gewässern ostwärts Gibraltars und vor den Häfen Unteritaliens und Siziliens fort. Sie entlasteten damit die im Appennin in hartem Kampf stehenden deutschen Truppen durch Vernichtung erheblicher Mengen von Kriegsmaterial und von Truppen vor der Heranführung an die Front.

Ein hoher Prozentsatz der in den vergangenen zwölf Monaten von der deutschen Luftwaffe errungenen Erfolge bei Bekämpfung der angloamerikanischen Kriegs- und Nachschubflotten entfällt auf das Mittelmeer. Außerdem fand die ungebrochene Stärke der deutschen Luftwaffe wiederholt Ausdruck in vom Feind nicht erwarteten Unternehmungen, wie bei der Säuberung der ägäischen Inselwelt, bei der daran erinnert, daß der vom Feind stark befestigte Inselstützpunkt Leros durch die Angriffe der deutschen Kampf- und Sturzkampfflugzeuge in seinem Widerstand zermört worden ist.

Zwangsläufig entfaltete sich über dem Westen

zeit überwunden haben und zum Vollkornbrot zurückgekehrt sind, in dem uns die Vitamine, Wachstumsstoffe und nahrungsgeliebte Fermente des vollen Getreidekorns ungeschmälert angeboten werden im Verein mit der unsere Darmbewegung auf lebensgemäße Weise anregenden Zellulose. Trotz so vielen Heils, welches das Korn uns beschert, sind wir dennoch von der Wissenschaft stets vor zweierlei Unheil gewarnt worden, das uns im Zusammenhang mit dem Getreide bedrohen könnte. Das eine ist der Strahlenpilz, das andere das Mutterort.

Was hat es damit auf sich? Vom Strahlenpilz haben wir gelernt und oft wiederholen gehört, daß er in unser Gebiß eindringt, wenn wir Getreidehalme kauen, Körner aus den Ähren herausknabern und grüne Gräser zerbeißen. Der mikroskopische Pilz tritt durch Gebißschäden, wie sie fast jedes Gebiß kleiner oder größer aufzuweisen pflegt, in den Unterkiefer. Dort bildet sich nach einer Zeit verborgenen Wirkens, die etwa vier Wochen dauert, eine schwere chronische Entzündungskrankheit, die auf den Mundboden und die Wangen übergreift, eitriges Zerfallsprozesse verursacht, zu Fisteln und entstellenden Narben führt und oft operative Eingriffe erforderlich macht. Diese Strahlenpilzkrankheit (Aktinomykose) ist mit ihrer Verursachung durch Getreide- und Graskorn so volkstümlich geworden, daß manche Menschen bereits vor Schrecken bleich werden, wenn sie sich dabei ertappen, daß sie in Gedanken einen Getreidehalme im Munde gehabt haben; ja sogar die üblichen Strohrohrechen der Limonadetrinker wurden als gefährlich angeklagt und bekämpft.

Diese Anklage gegen unser Getreide hat zu einem kurzen Prozeß geführt, der mit Freispruch wegen erwiesener Unschuld endete. Niemand entsteht eine Strahlenpilzkrankheit durch Kauen von Getreide, Ähren oder sonstigen Pflanzenteilen. Der Strahlenpilz Aktinomyces, der Erreger dieser Krankheit, gehört zu den sogenannten



An der Rollbahn Kiew — Schilomir. Panzergrenadiere weisen einen Durchbruchversuch des Feindes ab. *Aufn. P.B.Z.*

Der Hungertod wütet in Indien

Aufnahme aus der englischen Zeitschrift „The Sphere“ November 1943

Die Übersetzung des Textes lautet:
„In der, die in den Straßen von Kalkutta den Hungertod erleiden. Diese Familie ist nur eine unter den vielen Opfern in Bengalen. Die offizielle Todesliste zählt allein in Kalkutta 200 Personen am Tag, und Tausende andere brechen in den Landgebieten zusammen.“
Aufn. Hoffmann



STARVING INDIANS IN THE CALCUTTA STREETS. This family is only one amongst many victims in Bengal. The official death-roll is nearly 200 a day in Calcutta alone, and thousands more are collapsing in the rural areas



Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer vollendet am 30. Dezember das 65. Lebensjahr. Er hat eine Anzahl sehr gewichtiger, meist historischer Romane geschrieben, u. a. eine Paracelsus-Trilogie, außerdem Lyrik sowie einige gehaltvolle Dramen, die über viele Bühnen gegangen sind. *Aufn. Hoffmann*



Finnische Soldaten haben einen Bären zur Strecke gebracht. *Aufn. Scherl*



Schilanglauf Bei der verstärkten Winterausbildung der männlichen Jugend wird dem Schilanglauf besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Hitler-Jugend im Gelände bei herrlichem Wintersonnenschein. *Aufn. Schirmer*

DAS QUINTETT

Roman von Otto Flake

Copyright 1943 by Suhrkamp Verlag, Berlin
13. Fortsetzung Nachdruck verboten

Er erkundigte sich, wie Lina die Ballnacht bekommen sei. Wenzel erwiderte, sie habe eine Folge gehabt, Lina die Verlobung gelöst.
„Morgen ist der kostümierte Reunionsball, er fällt unter diesen Umständen ins Wasser, eigentlich schade“, sagte er.
Der Reunionsball am Fastnachtdienstag galt als der vornehmste, alle Familien gingen hin, auch der Vater hatte für sich und die Seinen Karten gekauft. Wenzel schlug Ludolf vor, ihn zu begleiten, so würden wenigstens zwei Karten benutzt. Er mußte den Satz wiederholen, Ludolf war mit seinen Gedanken anderswo.
„Laß nur. Wozu denn? Wo ist der Sinn?“
„Ein Pedant, ein Grübler, ein Verliebter fragen bei allem nach dem Sinn“, meinte Wenzel. Den Verliebten hatte er nur so mitgenannt ohne sich etwas dabei zu denken. Aber Ludolf antwortete schroff:
„Was soll das, behalte deine Weisheit für dich, ich bin nicht verliebt.“
Wenzel war betroffen. Wehte der Wind von da? So konnte es nur Lina sein.
„Mach deine Bude zu, komm mit an die Luft, ich muß auf einen Sprung zu Bothos Mutter. Morgen trifft er ein, du weißt, geknickt in seinen Hoffnungen, der arme Kerl.“
Ludolf ging mit ins neue Viertel und wartete vor dem Haus. Die Freifrau empfing Wenzel im Bett. Sie nahm seine beiden Hände und sagte:
„Wie gut, daß Sie in Baden sind. So ist doch jemand an der Bahn, der meinen Jungen begrüßt. Seien Sie fröhlich, ein wenig burschikos mit ihm, Männer verstehen sich darauf so gut. Wir müssen alle tun, als sei sein Leiden nicht schwer. Aber es ist schwer, niemand weiß das besser als ich. Er hat es von seinem Vater geerbt, und der starb mit dreißig schon.“
Sie ahnte also die Wahrheit, und Eberhardts Anweisung galt nicht mehr.
„Eberhardt ist nach Colmar zurückgekehrt?“
„Schon gestern Abend.“
Am Dienstag stellte Wenzel fest, daß Rainer noch nicht zurückgekehrt war. Zum Reunionsball ging er allein. Die Schillschen Mädchen kamen als Rokokoschäferinnen, allerliebste. Diesmal waren Schleppen und Balltoiletten eher am Platz. Lloyd-Stamer erschien, Frau Cora auch, in einem Kostüm aus pfauenblauer Seide, mit goldenen Drachen bestickt, eine Mandschuprinzessin, schlank wie ein Knaue fast, von jener Rankheit, zu der ein rassistischer Typus verpflichtet ist.

Achtes Kapitel

Schauplatz war wieder der große Saal, aber mit der zweiten Kapelle fiel das Betriebsame fort. Es gab wohlthuende Pausen, es ging ruhiger zu, und alles hatte ein kleineres Format. Man glaubte in einem Kasino zu sein, man war geradezu unter sich allein. Auch Wenzel fühlte sich schon ein-

heimisch. Er begrüßte als Bekannte die Damen Schill, Kleber und Jörg.
Frau Jörg hatte auf ihren Tisch eine der modernen Kopenhagener Porzellanfiguren gestellt, den Pierrot, und wie sein eigenes, so war ihr Kostüm: die weiten Pyjamahosen und die Jacke weiß, die großen Knöpfe und die Pumps blau, doch über ihr aschblondes Haar hatte sie eine dicke schwarze Schur gestülpt. Das Lässige, das Fallende, das Freie des Gewandes paßten gegensätzlich nur Spannkraft des geschmeidigen Springers, die Hügelchen der Brust deuteten sich zehebend an.
Lloyd-Stamer war nicht da. Statt seiner hatten die Jörgs einen anderen Gast ihres Hotels mitgebracht, Wenzel machte Frau Schill auf ihn aufmerksam: das seltsame Geschöpf mußte nicht nur von Natur aus klein sein, es gefiel sich auch darin, als Bucklige aufzutreten, der Kopf saß täuschend tief zwischen den Schultern.
„Sie irren“, sagte Frau Schill, „der Buckel ist kein Einfall, er ist ein Schicksal; Sie sehen Leonille Fay in ihrer wirklichen Gestalt.“
Er ließ sich den Vornamen wiederholen. Es gab also jemand, der Leonille hieß.
„Französisch?“ fragte er.
„Sie kommt aus Nizza, wie jedes Jahr zu diesem Ball, mit der größten Pünktlichkeit. Aber Nizza beweist noch nichts, auch nicht Florenz, wohin sie zu Ostern fährt. Im August ist sie wieder in Baden-Baden, dann geht sie nach Paris. Es ist noch niemand gelungen, ihr mehr zu entlocken, als sie sagen will.“
„Eine Abenteuerin?“
„Das glaube ich nicht. Wir halten sie für eine internationale Frau und verkehren alle gern mit ihr. Wenn Sie mir Freitag das Vergnügen machen wollen, treffen Sie Fräulein Fay bei mir. Überhaupt, ich benutze die Gelegenheit, um zu bemerken, daß ich dienstags zum Tee und freitags nach dem Abendrot empfangen.“
Pierrot unterbrach das Geplauder, zog Wenzel in den Reigen fort und meinte:
„Ich bin Mohammed, Sie sind der Berg“, sagte sie.
Er entschuldigte sich, die Erkundigungen über die Bucklige seien schuld.
„Und was hat man Ihnen gesagt?“
„Nicht viel. Nation, Herkunft, Umstände unbekannt.“
„Weshalb wollen Sie mehr wissen? Mir gefällt es, daß es noch jemand gibt, der selbst seinen Paß noch als Geheimnis zu behandeln weiß.“
„Wie macht man das, im Land der Anmeldung und der Polizei?“ fragte er.
„Man steigt nicht als Hotelgast, sondern als Privatbesuch bei seinem Hotelier ab, füllt die Anmeldung selber aus und trägt sie ebenso zur Polizei. Mein Mann muß die Unterschrift daruntersetzen, aber er tut es vorher, wenn das Blatt noch leer ist.“
„Und Sie sind nicht neugierig?“

„Nehmen Sie an, es geschehe aus Geschäftsinteresse — Fräulein Fay habe ihre Anwesenheit von dieser Bedingung abhängig gemacht.“
„Ich verstehe. Ausgefragt entschwindet sie wie Lohengrin.“
„Es ist der Haß gegen jeden Zwang. Glauben Sie nicht, daß es solche Menschen gibt? Und nun kommen Sie, Leonille hat schon gefragt, wer Sie sein mögen.“
„Wirklich?“
„Sie spürt, mit wem sie sich unterhalten kann, und mit wem nicht.“
So begleitete Wenzel Pierrot an den Tisch. Leonille Fay reichte ihm die schmale, etwas zu knochige Hand. Die Unterseite des schwarzen Umhangs, der über den Buckel fiel, war mit roter Seide gefüttert, das Zugeständnis an den Maskenball. Große graue Augen, ungemein klug geschnitten, sahen ihn forschend an.
Der Kopf, für sich betrachtet, wirkte schön. Auffällig nur die zurückgeworfene Haltung, als sei er um Geltung und Beachtung bemüht. Am Hals, an den Ohren und an den Händen trug sie zuviel Schmuck. Für die Markisenringe mit den langen, spitzen Fassungen war sie mit vier- oder fünfundzwanzig zu jung. Leicht möglich, daß dieses Bedürfnis, zu zeigen, was sie besaß, der Furcht entsprang, eine Bucklige übersehe man.
Frau Cora schaute oft her, während er sich mit Fräulein Fay unterhielt. Und da dies kein Salon, sondern eine Arena des Gewoges war, mit Gruppen und mit Kotillons, gehörte es sich nicht, zu lange an einer Stelle zu verweilen: er wechselte zu Frau Cora hinüber und drehte sich mit ihr.
„Endlich, mein lieber Doktor, erinnern Sie sich daran, daß wir uns seit langem kennen, seit Samstag schon. Und alte Freunde soll man nicht vernachlässigen.“
Sie tanzten eben am Tisch des Fräuleins Fay vorbei, das einsam und aufrecht darsaß. Die Blicke der beiden Frauen kreuzten sich.
„Man müßte ihr einen Podest unterschieben, unserer guten Ebboli“, sagte Cora Kleber mit ihrem schmalen, aber geschwungenen Mund, der halbwegs dem der Mona Lisa glich. „Apropos Podest: Hauffs Märchen fällt mir ein, Sie kennen es gewiß. Zwerg Nase amtet im Palast als Koch und damit er die Töpfe erreichen kann, baut man ihm einen Holztritt um den Herd.“
„Frau Cora, das ist grausam.“
„Und Sie mißbilligen es. Warum? Grausamkeit gehört zum Rüstzeug der Frau, die Fay wird es so unbedenklich gebrauchen wie ich selbst. Und da dem so ist, lohnt es sich nicht, daraus einen Vorwurf zu machen, denn alles geht mit natürlichen Dingen zu.“
Das, diese Taktik und Offenheit, war Frau Cora ganz. Er versagte ihr nicht eine gewisse Bewunderung, und auch ihre Prophezeiung bewahrheitete sich. Die Kriegserklärung der anderen Seite folgte rasch:
„Nein, ich habe mich nicht gelangweilt“, meinte Fräulein Fay, als er zu ihr zurückkehrte, „wer auf einen Ball geht und nicht tanzt, muß darauf gefaßt sein, daß ihm die Rolle des Zuschauers bleibt. Und ich beobachte gerne. Jeder Mensch hat sein Gleichnis in einem Tier. Ich zum Beispiel sehe mich als Flamingo mit eingezogenem Kopf am Nil stehen, rosenrot, sei es von Natur, sei es von den Abendfarben der Wüste überspielt. Sie haben etwas von jenem Sch-

vogel, den man in Südafrika den Sekretär nennt, weil er hinter dem Ohr eine Feder trägt und die Hände — die Flügel — auf dem Rücken zu kreuzen scheint. Frau Kleber wiederum bewegt den Körper schlängelnd, sie bestrickt. Auch gehört sie nicht den ungefährlichen Exemplaren dieser Gattung an. Als Mann spüren Sie das ohne Zweifel noch besser als ich.“
„Eine Warnung, Fräulein Fay?“
„Ich würde ein Recht beanspruchen, das mir nicht zukommt. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Baden-Baden werde ich mich erkundigen, wie Ihre Beziehung sich entwickelt hat.“
„Sie haben keinen festen Wohnsitz?“
„Das ist eine Frage, die mitten ins Schwarze trifft. Hätten Sie wissen wollen, ob ich viel unterwegs bin, so wäre ein Ja als Antwort möglich gewesen — so lautet sie: Nein, einen Wohnsitz habe ich nicht.“
„Und gehen Sie nie mit dem Gedanken um, sich für einen Ort zu entscheiden?“
„Sie sind nicht der erste, der das fragt, wohl aber der erste, dem ich Rede stehe. Seit acht Jahren bin ich allein unterwegs, nachdem vorher ebenso viele vergangen waren, in denen ich mit einer Verwandten von einem Hotel ins andere zog.“
„In der Freizügigkeit also kennen Sie sich aus“, flocht Wenzel ein.
„Und in der Einsamkeit, die den Charakter

formt. Ich fürchte, daß ich mich schwer einordnen kann. Das ist der Grund, weshalb ich zögere, eine Wohnung zu nehmen und Möbel hineinzutun. Träle ich irgendetwas nur einen einzigen Menschen, mit dem sich eine zuverlässige Freundschaft schließen ließe, so stieße ich den Wanderstab in die Erde und sagte: Nun grüne hier. Genug, Herr Matschek, ich habe schon zuviel erzählt und vertraue im übrigen auf Ihre Verschwiegenheit.“
Im weiteren Verlauf der Reunion teilte ihm auch Frau Cora mit, wann sie empfing. Er trug ihren Mittwoch und Samstag neben dem Dienstag und Freitag des Schillschen Hauses ein. Frau Jörg, die es bemerkte, gab als den eigenen Nachmittag des Donnerstag an. In der ersten Stunde des Aschermittwochs ging man nach Hause.
Neun Stunden später sprang Wenzel auf den Omnibus, der den Dienst mit dem Bahnhof versah und die Reisenden aus den Straßen der inneren Stadt abholte. Am Bahnhof wiederum beschloß er, Botho von Kaus bis Oos entgegenzuführen. Dort überschritt unweit von ihm, in entgegengesetzter Richtung, Rainer die Geleise. Er trug ein Kofferchen, war allein und sah mit dem hochgeschlagenen Kragen aschermittwochs aus. Entweder achtete er nicht auf Wenzel oder wollte es nicht tun. Wenzel eilte weiter, er hörte bereits den Berliner Zug.
(Fortsetzung folgt)

Heimliche Wege / Heinz Scharpf

Frauen sollen nie Wege gehen, von denen der Mann nichts wissen darf. Anonyme Freunde sind allzu gern bereit, ihm umgehend davon Mitteilung zu machen.
Auch Frau Karin fand auf ihren heimlichen Wegen prompt einen Vertreter.
Eines Tages erhielt ihr Gatte Traugott einen anonymen Brief, der ihm eröffnete, daß eine Dame — und nun war Frau Karin samt ihrem Pekinesen so genau beschrieben, wie kein amtlicher Steckbrief genauer abgefaßt sein konnte — in der Poststraße Nr. 14 des öfteren langausgedehnte Nachmittagsbesuche mache, in einem Haus, in dem weder eine Schneiderin noch ein Friseur noch ein Zahnarzt wohne, hingegen ein bekannter Tenor, ein junger Künstmaler und ein beliebter Filmschauspieler. Wenn Frau Karins Besuche galten, könne der Briefschreiber zwar nicht angeben, daß sie aber nicht der Hausbesitzerin, der alten, völlig tauben Generalwitwe Märzzenbach galten, dürfe der gesunde Menschenverstand wohl annehmen. Unterschrieben war die Epistel mit: „Ein aufrichtiger Freund Ihres Hauses.“
Karins Gatte zerriß den Brief leider nicht sofort in kleine Stücke, sondern lernte ihn auswendig. Dann trat er möglichst unbefangen vor seine Gattin hin und fragte so nebenbei: „Kennst du eine Generalwitwe Märzzenbach?“
Karin verneinte. Das genügte Traugott. Im Verlauf von fünf Minuten kam es zu einer heftigen Eifersuchtszene. Karin beteuerte ihre Unschuld, aber sie war sichtlich aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht. So eine Niedertracht, dachte sie wütend, wer nur konnte diesen Brief geschrieben haben? Wer wußte um ihre heimlichen Besuche bei Klaus? Und gerade heute mußte dies Schreiben eintreffen, da er sie am Nachmittag wieder bestimmt erwartete. Was nun?

Traugotts Verdacht mußte um jeden Preis auf der Stelle zerstreut werden.
Sie rief also umgehend Klaus an, berichtete diesem von dem Vorgefallenen, und beide beratschlagten, wie sie den Eifersüchtigen am besten hinter Licht führen könnten.
Am Nachmittag saß Traugott mit finsterner Miene in seinem Schreibzimmer, als Karin mit ihrem Hündchen erschien und sich auf die Couch kuschelte. Traugott äugte schief, Karin und der Pekinesen taten desgleichen. Da klingelte draußen auf dem Flur das Telefon. Das Mädchen trat ein und sagte: „Der gnädige Herr wird am Apparat verlangt.“
Traugott erhob sich, verließ das Zimmer und ließ die Tür halb offen stehen. Bald darauf hörte man seine erregte Stimme: „Lassen Sie mich und meine Frau in Ruhe, Sie erbärmlicher Verläumder, meine Frau sitzt hier in meinem Schreibzimmer mit ihrem Hund auf dem Schoß.“ Enerzisch wurde darauf der Hörer eingeklingelt, herein stürzte Traugott und setzte sich empört zu seiner Frau auf die Couch. „Kind“, sagte er voll Reue, „ich sehe jetzt, wie Unrecht ich dir getan habe. Eben rief mich der sogenannte aufrichtige Freund unseres Hauses an und teilte mir mit, daß die bewußte Dame mit dem Pekinesen soeben wieder in das Haus Nr. 14 in der Poststraße getreten sei. Ich solle rasch dorthin kommen und mich davon überzeugen.“
Gelungen, stellte Frau Karin mit Befriedigung fest, umarmte ihren Gatten und verzieh ihm großmütig, wie Frauen das so tun, wenn sie sich durch ganz besondere Schläue aus einer Schlinge gezogen haben.
Und so konnte sie sich eine Stunde später ruhig in die Poststraße begeben und den Kunstmaler Klaus besuchen, dem sie zu einem Porträt saß, das als Überraschung für den guten Traugott bestimmt war.

VERGEGENÜBER

Verkauf von... (List of various items and services for sale, including furniture, clothing, and household goods.)

ANSCHLIESSEN

Verkauf von... (List of items for sale, including books, records, and small household items.)

VERLEHNE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

NACHWUCHS

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

STELLENGEBOTE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

STELLENGEBOTE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

STELLENGEBOTE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

KRAFTFAHRZEUGE

Verkauf von... (List of vehicles for sale, including cars, motorcycles, and trucks.)

TAUSCH

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

KAUFGESUCHE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

VERKAUFE

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

VERMISSTES

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

TIERMARKT

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

Geschäfte, An- u. Verkauf

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

Geldmarkt

Verkauf von... (List of items for sale, including clothing and accessories.)

Unternehmen des Maschinenbaus von

WAGNER DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

GALERIE KOMMETTER

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

CARL OTTO POHL

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Tempo-Wagen

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Makler

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Julius Testorp

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Briefmarken-Auktionen

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Deutsche Bank Filiale Hamburg

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Schutz-u. Wachsturnhemden

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

am ungünstigsten im Indenthanus 1, Stock

UNGER

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

VERMISSTES

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Janssen & Mordhorst

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

GE-RI-Rasterklängen

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Kaufhaus Lange

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Mütter

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Für die Gesundheit

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

BRUNNENVERTRIEBS-AG

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

JOH. GRAH

Wagner DAMELHUTE IN GROSSER AUSWAHL STEINDAMM I. STOCK

Der antwortende Mensch

Von Friedrich Markus Huebner

Aus den Dingen und Geschehnissen, die den Menschen umringen, erfolgt gegen diesen eine unaufhörliche Anrede: Ob es sich um die kleinen Pflichten und Obliegenheiten des Alltags handelt, ob um das Treiben der Mitlebenden, ob um die Zeitlage mit ihren gesellschaftlichen und politischen Erfordernissen — immerzu dringen an das Ohr des Menschen Stimmen, die sich nicht überhören lassen. Denn diese Stimmen und Rufe sind in die Form von Fragen gekleidet, und diese Fragen wollen vernommen, wollen beantwortet sein.

Falls die Fragen, die die Merkwelt des Menschen an diesen stellt, einfacher Natur sind, ist es leicht, darauf zu erwidern. Die an die Hausfrau gerichtete Frage, welches Gerichte sie heute den Ihrigen vorsetzen soll, wird sich nach dem Stand der Wirtschaftskasse und der einkaufbaren Lebensmittel betrachten und dementsprechend beantworten lassen. Die an den werktätigen Mann gerichtete Frage, wie er sich einer bestimmten Berufsaufgabe oder seiner Kundschaft, seinem Brotgeber, seinem Vorgesetzten gegenüber verhalten soll, wird er einer ruhigen Überlegung unterziehen und nach Abschätzung seiner Fähigkeiten und der augenblicklichen Umstände beantworten können. Die an ein Kind gerichtete Frage, wie es mit der Lektion werden soll, die es bis zum Ende der Woche gelernt haben muß, erfordert keinerlei Nachdenken, höchstens ein wenig Überwindung, nämlich um nun fest entschlossen an das Auswendiglernen heranzugehen.

Anders steht es mit Fragen, die uns die Umstände zwar in weniger klarer, aber in ebenso dringender Weise vorlegen. Wie sich ein Liebender zu der Frage verhalten soll, wenn er nun eigentlich mehr liebt, Helga oder Margarethe, das wird ihm einiges Kopfzerbrechen bereiten. Die Frage, die ein Wettläufer auf dem Rennplatz an sich gerichtet hört, nämlich auf welches der startberechtigten Pferde er setzen soll, ist nicht minder knifflig. Die Frage, die ein Reisender auf dem Bahnhof im letzten Augenblick vor der Fahrt vernimmt, und zwar, ob es letzten Endes überhaupt Zweck habe, die geplante Reise anzutreten, kommt ebensowenig gelegen. Und dennoch: ob die Fragen dem Menschen gelehrt kommen oder nicht, ob sie eindeutig oder unklar ausgesprochen werden — sie wollen gehört, erfaßt, beantwortet sein.

Mit den Dingen, die die innere Welt des Menschen ausmachen, ist es das gleiche. Auch aus der Tiefe der Brust werden an den Menschen dauernd Fragen gerichtet, Fragen seines Verstandes, seiner Leidenschaften, seines Gewissens und seiner Träume. Es können einfache Fragen sein, auf die Antwort zu geben nicht schwerfällt, da die Beantwortung sozusagen in der Richtung der Frage selbst liegt und sich bereits durch diese vorschreibt. Es können aber auch verwickelte oder heikle Fragen sein, auf die Bescheid zu geben sich irgend etwas in uns sträuben mag. Oder sie sind derart verschwommen gehalten, daß uns die Anrede in ihrem tieferen Sinn erst langsam zum Bewußtsein kommt. Oder die Verworrenheit der Frage richtet in uns selbst eine solche Verwirrung an, daß wir uns zur Gegenüberung vorderhand in unbestimmte Zustände versetzen. Dennoch wollen auch diese Fragen beantwortet werden, bei Strafe, daß sie den Menschen immer unerbittlicher, immer heftiger im Ohr gellen. Die Frage etwa, die der Mensch aus seinem Innern aufklingen hört, die eigentlich philosophische Frage, vor die sich aber auch der Einfachste stellt, nämlich, wer er selbst sei, wird er keineswegs von sich weisen oder ihre Beantwortung anderen überlassen können — er muß sie selber beantworten, so oder so, und ob er auf das Suchen nach Antwort auch sein ganzes Leben verwenden müßte.

Im übrigen wird die Beantwortung je nach der Natur des Befragten auf verschiedene Weise erfolgen. Der tätige Mensch wird den an ihn herantretenden Fragen ohne Zaudern zu Leibe rücken und die Lösung im unmittelbaren Handeln vollziehen. Er wird den Fragen seine Tat entgegenstellen und die Probleme so behandeln wie Alexander der Große den Gordischen Knoten. Der Künstler wird in der Form von Musiken, Malereien oder Dichtungen Rede stehen, und zwar indem er in sein Werk die Frage wie die Antwort hineinnimmt, beiseide sich im Spiel des Gleichnisses verkündigen und erklären lassend. Der Philosoph tritt den Fragen der Welt mittels seiner Erkenntnis kraft entgegen und gibt über das, was er erforscht hat, durch seine Lehrtätigkeit und Denk-

gebäude Auskunft. Der Gläubige erwidert die Fragestellungen der Welt durch seine Haltung schlechthin, durch frommen Wandel, Andacht und Gebet, sich in diesen mit dem Rätsel der Welt in schlichtem Vertrauen besprechend.

Dem Leben und seinen Fragen Antwort zu geben — hierzu ist der Mensch im Eigenlichsten da. Entzieht er sich dieser Aufgabe, so entzieht er sich seiner geistigen Sinnerfüllung. Mag er zu Beantwortungen greifen, die andere für ihn ausgedacht haben, zu Erwidern, die vor ihm und in einem anderen Zeitalter gang und gäbe waren, zu allerwärtsbescheiden, die jegliches und nichts besagen — die in ihm vom Leben gesetzte Erwartung wird er damit nicht erfüllen. Dieweil das Leben des Menschen als seinen dauernden Gesprächspartner benötigt, sinntemals es in sich selbst fragwürdig ist, mit sich selbst allein nicht ins reine kommt. Zu diesem Ende verlangt es nach Antworten, die ursprünglicher, nicht entlehnter Natur sind, Antworten seitens des Menschen, die ihm sozusagen selbst zu denken geben.

Ursprüngliche Antworten, Antworten aus dem vollen, liegen überall dort vor, wo der Mensch umgekehrt von sich aus dem Leben einen Sinn verleihet. Es sind Antworten, die sei es ein einzelner, sei es ein ganzes Zeitalter, erteilt und die man mit dem Wort „Kultur“ zusammenfaßt. Der einzelne, der es mit seiner Person zu Kultur bringt, das Zeitalter, das in allen seinen Äußerungen einen einheitlichen Stil zu schaffen vermag — sie beweisen damit, daß sie nicht Sinnes sind, die von ihnen erwartete Antwort schuldig zu bleiben sowie daß sie hierzu das gestaltende Vermögen besitzen. Alle großen Kulturen, die über die Erde gegangen sind und damit die Ehrenmale der Menschheit bilden, sind gegenüber den Fragen der Welt als ein kollektives und schöpfer-

isches Rede- und Antwortstehen aufzufassen. Zeiten, die es nicht so weit bringen, erweisen damit, daß sie sich gegenüber der an sie gerichteten Anrede schwerhörig stellen. Statt ihrerseits zu antworten, lassen sie es bei der Gegenrede der Vorfahren, übernehmen sie Klischeeantworten, befehlen sie sich, gemächlich fortzustehen, mit Halb- und Viertelantwortungen.

Auf diese Weise kommt nicht die Ordnung, sondern die Unordnung in die Zustände. Sie erhalten Scheincharakter, und ihre — sei es auch glänzende — Kulisse fällt um, sobald das Leben mit schärferen Fragen daherläßt. Jetzt wird jeder Rat teuer. Jetzt beginnt das große Rätselraten, der Unglaube und der Zweifel. Zweifel ist immer ein Zeichen der Ohnmacht. Er bezeugt, daß der Zweifelnde nicht die Fähigkeit besitzt, auf die an ihn gerichteten Fragen seines Daseins einzugehen und ihrer Herr zu werden. Mit bloßer Grübelelei kommt man nicht weiter. Starke Menschen und starke Zeitalter beweisen sich eben dadurch als solche, daß in ihnen der Zweifel keinen Platz hat. Und dies, weil sie den Fragen, die an sie herantreten, ihre ausschlossene Gegenantwort entgegenzustellen wissen.

Es ist der dänische Denker Kierkegaard, der den Zweifel nicht als Zeichen der Ohnmacht, sondern der Stärke hinstellen möchte. Er selbst vergibt sich selbst in den Zweifel, daß er zuletzt überhaupt keinen Ausweg wußte und in einem — sei es auch erlesenen — Nihilismus endigte. Er versah sich damit in der Grundaufgabe des Menschen. Dessen Aufgabe ist es nicht, zu fragen, denn dies tut unentwegt das Leben, wohl aber zu antworten. Und so ist es auch nicht die Aufgabe der Philosophie, wie Kierkegaard möchte, den Menschen und seinen Geist in Unruhe zu versetzen, und zwar in eine unaufhörliche und qualvolle, wohl aber den Fragestellungen des Lebens mit Antworten zu begegnen, mit Antworten, wie sie etwa Platon gab, nicht mit sophistischen Ausflüchtungen oder mit jammernden Anklagen und Gegenbelegungen.

Letzte Antworten zu geben ist immerdar möglich. Der Anblick der großen Kunstwerke der

Welt, der großen Glaubensüberzeugungen, der großen philosophischen Lehrgebäude beweist es. Es wird aber auch durch eine jede mannhaft Tat bewiesen, wo sich ein Mensch um den Preis seines Lebens für die von ihm erwähnte Sache einsetzt und damit den unbegriffenen Rätseln der Welt sein helles, eindeutiges „Trotzdem“ entgegenruft. Und es wird durch ein jedes tapfere Menschenherz bewiesen, das sich von der Verworfenheit der Schicksalfragen seine gute Selbstgewißheit nicht trüben läßt.

Nicht daß der Mensch Fragen stellt, welche Fragen, wie viele Fragen er stellt, macht seinen Rang aus. Fragen kann jeder. Solange er nicht mehr tut, hält er sich noch auf der Stufe des Kindesalters, wo die Neugier nicht zu stillen ist und mehr gefragt wird, als ein Narr beantworten kann. Im übrigen ist es ja gar nicht er selbst, der so fragelustig auf das Leben losgeht. Dieses benutzt den Fragenden lediglich als Mundstück; es ist das Lebens eigene Stimme, die sich in ihm verlaßt, das Lebens eigene Unruhe, die mittels seiner nach Klärung und Beschwichtigung verlangt. Erst beim Antwortgeben zeigt sich die Überlegenheit. Erst die Erwidrung auf die häufig so verworrene Anrede des Lebens weist über Erfahrung und Reife aus. Erst die in eine positive Erkenntnis gewendeten Ergebnisse des Forschens entscheiden über die Macht eines Denkers.

Mag einer das Leben mit noch so geliebten Fragen bestürmen, er bleibt damit in eben der schillernden, ungewissen, fragelüsternden Natur seines Gegenübers befangen, an das er sich wendet. Das Wichtige ist aber nicht, die Unruhe der Welt zur seinen zu machen und selbst, verliert in Rätsel, rätselhaft zu schillern, sondern Stellung zu beziehen. Das Wichtige ist das Antwortgeben. Wie verschnitten die Sphinx des Lebens ihre Fragen auch stellen mag, der Mensch braucht sich davon nicht im mindesten einschüchtern zu lassen. Nicht er ist auf ihre Fragen, wohl aber sie ist auf seine Entgegnung angewiesen. Um diese zu finden, hat er nur in die eigene Brust zu greifen. Denn im Geiste des Menschen liegen alle Lösungen vorgezeichnet, und das Herz ist voller Gewißheiten.

Goethe und die Scheinwerferblumen

Von Annie Francé-Harrar

ist wie von einem leuchtenden Insekt, aber viel geringer. Sollte es eine Sinnestäuschung sein? Aber auch Riemer sah und bestätigte das, ohne sich freilich eine Meinung zu erlauben.

Goethe stand lange schweigend und beobachtend. Dann ging er ins Haus, in sein Arbeitszimmer, und nahm unter seinen Schritten eine heraus, deren Deckel abgerissen war, so daß man nicht wußte, wie der Titel gewesen sein mochte. Ein durchreisender nordischer Student hatte ihm das Heft einmal mitgebracht. Nach kurzem Blättern fand er, was er suchte: den Bericht, wie ein einem schwellen und trockenen Juniabend — ganz richtig, ebenfalls ein Juniabend! — Linns Tochter Christiane bei einem nächtlichen Spaziergang in ihrem großen Garten zu Uppsala an der Blüte einer Kapuzinerkresse eine Lichtstrahlen hervorstrahlte sah. Sie rief sogleich ihren Vater herbei, der sich in höchst gelehrter Gesellschaft in einem andern Teil des Gartens erging. Alle kamen und erblickten das Wunder der leuchtenden Blume, an der, wenn man sie mit einer Lampe untersuchte, nicht Besonderes zu entdecken war. Keiner aber wußte das merkwürdige Phänomen zu deuten, obwohl viel und lang und aufgeregt darüber disputiert wurde.

Die Kapuzinerkresse schob übrigens noch mehrere Nächte Funken, solange sie eben blühte. Linns selbst ergriffen sie mit zartblauer Flamme, brannten, wobei seltensamerweise die Flamme die Blüte nicht versetzte? Aber Mohn hat kein ätherisches Öl; er ist duflos und ohne Drüsen auf der Oberhaut! Was also war es, was da irrlichterte?

Goethe sah nach eine Weile in seinem Armstuhl, dann stand er auf und ging in sein Schlafzimmer hinüber. Er konnte mit der Sache nicht ins reine kommen. Aber er beschloß, sich etwas mehr damit abzugeben. Seit damals hat man sich mit Leuchtblumen

immer wieder beschäftigt und nicht nur die Richtigkeit von Goethes Beobachtung festgestellt, sondern noch viel mehr, wenn auch keineswegs alles.

An der Tatsache, daß auch in der Pflanze — ebenso wie im menschlichen und im tierischen Körper — schwache elektrische Ströme kreisen, kann man seit den Untersuchungen von Bosc nicht mehr zweifeln. Das Leuchten kann also nur eine elektrische Erscheinung sein, die offenbar durch Hitze, Trockenheit und hohe Luftspannung ausgelöst wird. Mit dem ätherischen Öl des Diptam — auch darin hatte Goethe ganz recht! — hat es wirklich nicht das mindeste zu tun; denn man kann es nicht durch ein angezündetes Streichholzchen hervorruhen, so wie das blaue Gasfächchen über der schönsten aller Rauten.

Der Sinn mag wohl in folgendem zu suchen sein. Die wirklichen Nachtblumen sind ausnahmslos weiß, blaßrosa, blaßblau oder blaßlila. Sie schimmern, das ist möglicherweise ultraviolette Strahlen ausstrahlend, auch tatsächlich in einem weißlichgrünen Phosphorglanz, der den nächtlichen Insekten den Weg zu Staubgefäß und Narbe zu weisen scheint.

Was man jedoch bisher von „Funkenblumen“ festgestellt hat, ist alles gelb und rot, so wie Mohn, Kapuzinerkresse, Sonnenblume und Pelargonie. Diese Farben leuchten aber nicht durch die Finsternis, die Blumen erscheinen einfach schwarz. Es liegt also sehr nahe, den Schluß zu ziehen, daß sie darum Funken und Blitze schießen, weil sie, die auch sämtlich duflos sind, sonst ganz unbemerkt in der Dunkelheit blieben. Natürlich sind sie aber auf Befruchtung angewiesen, und so wirft die schöne, scharlachrote Feuernelke (die zwar keine Nelke, sondern nur eine Lichtnelke ist) aus ihren Staubfäden kurze Blitze, die als „Lichtreklame“ Falter und Käfer auf die Blume aufmerksam machen. Eben diesen leuchtenden Blumenstaub tragen die geflügelten Gäste auf die Narben anderer Blüten der gleichen Art und sichern so deren Weiterleben.

Sehr merkwürdig sind die, diese elektrischen Lichtsignale der Blumen, die bereits Goethes kapuziner Kopf beschäftigt haben, ohne daß er zu einer Klarheit über sie gelangt wäre. Jeden Sommer reden sie ihre stumme Scheinwerferrede, als gäbe es keine Menschenwelt, nicht Krieg und luftdruckbrausende Ungeheuer, sondern nichts als die leisen Dinge zwischen Nacht, Blüten und verloren schweifendem Falterflug.

„Gnade“ gibt, so deutet er hiermit an, daß es ihm daran gelegen ist, das über den einzelnen Soldaten hinauswachsende gemeinsame innere Erleben in diesem schwersten Kampf aller Zeiten zu erfassen. Auf einer Fahrt von Leningrad zur Krime sammelt er Eindrücke bei Begegnungen mit OT-Männern und Soldaten. Wie der deutsche Mensch sich geistig und seelisch zum Ansturm der Steppe verhält, wie er sich innerlich auseinandersetzt mit dem auf ihn einströmenden Maschinenrausch und der Begegnung mit der Primitivität, dafür ist Brand ein kluger und lebendig schildernder Beobachter.

Das stille Heldentum deutscher Menschen, die mit echter Forscherleidenschaft immer wieder versucht haben, dem Nanga Parbat zu bezwingen, lebt auch über die alles überschattenden Eindrücke dieses Krieges fort. Nach den Expeditionen von 1934 und 1937 wurde 1938 der letzte Anstieg gewagt. Für alle, die Sinn haben für die bergsteigerische Tat und die Größe dieses Unternehmens, sind die von der Deutschen Himalaja-Stiftung, München, herausgegebenen Tagebücher der Deutschen Himalaja-Expedition 1938 ein einzigartiges Dokument. Ja, dieses Buch, das unter dem Titel „Nanga Parbat, Berg der Kameraden“ erschienen ist, stellt ein alpines Kulturdenkmal allerersten Ranges dar. Die ausgezeichneten Fotografien geben einen Eindruck davon, wie sich die Technik weitgehend einschaltet, um den kühnen Gipfelstürmern Unterstützung zu geben, wie Flugzeug und Funkgerät ihr Teil dazu beitragen, in die Zone des ewigen Schweigens vorzudringen. Noch im Sommer 1939 zog eine Gruppe aus, um neue Wege auf der Nordwestseite des Nanga Parbat zu erkunden. Die Expeditionsteilnehmer wurden bei Kriegsausbruch in Indien interniert. Das Opfer der Kameraden wird auch für die Zukunft verpflichtend sein.

Mit dem jüngst gestorbenen Wiener Maler und Bildhauer Josef Engelhart ist ein Künstler dahingegangen, dessen Schaffen und Erinnern zukunftsreich ist in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit all ihrer Lebensfülle. In seinen Lebenserinnerungen „Ein Wiener Maler erzählt. Mein Leben und meine Modelle“ Wilhelm Andermann Verlag, Wien wird die Zeit lebendig da er im Münchener Künstlerkreis unter Piloty da er den entscheidenden Anregungen erhielt, die die Beinheit der Künstlerfeste den jungen Menschen verzauberte. Der Lebensstil des sonstlichen Sichverschlingens an die Stätten der Kunst spricht aus jeder Zeile. Paris und Spanien bringen neue Erfüllung. Als leidenschaftlicher Vorkämpfer für die Darstellung des Wirklichen auf der Leinwand steht Engelhart in der Auseinandersetzung mit der akademischen Richtung. Im Auftrag der Wiener Sezession bereist der Künstler ganz Europa: der Weg führt ihn auch nach Amerika und bringt einige Begegnungen mit der „Kunstauffassung“ der Babbits. Sein Leben lang aber

Ein ostmärkischer Lyriker

Der Ostmärker Linus Keler hat nach Veröffentlichungen in Zeitschrift und Tagespresse jetzt einen Band Gedichte im Verlag Eugen Diederichs, Jena, unter dem Titel „Die Nacht des Hirten“ vorgelegt. Es ist nicht schwer, aus dem Glanz und der reinen Behutsamkeit dieser Stimme das eigentümlich Österreichische herauszuhören, das noch dem Tiefsein eine entzerrte Leichtigkeit mitzugeben weiß und uns durch menschliche Wärme und Unverstelltheit entzückt.

Vor manchem anderen ist der Versband reich an jenem Musizieren, das tief dichterisch ist und Fülle und Maß aus Stille und selbigem Anschauen herinnimmt aus Herz und Traum. Es hat mitunter die hohe Einfalt des echten Liedes, das seine eigene Natur, die Anonymität, sein Wesen aus Luft und Wind, nicht aufzugeben gewillt ist. Die liebhaft Gelöstheit der Keferschen Verse, die bei einzelnen Gedichten besonders sinnfällig ist, bedeutet sich des Reimes als des ihm gemäßen und anstehenden Ausdrucksmittels. Er gibt ihr in seiner sinnhaften Milde jene Wirklichkeit, die die Kraft gleichermaßen zu Schwermut und Schweben, falterhaftem Dasein und leisem kosmischem Bezug aufbringt. Die in eigener Sinne lyrische Aussage dieser Strophen wird an keiner Stelle des Bandes von der Metaphorik erdrückt. Nur so ist es denkbar, daß vier Zeilen wie diesen so innige Zuständigkeit gelingt:

„Ich sah an deinem Tische,
Du tratest zu mir ein,
Du schenktest Brot und Fischer;
Im Kruse stand der Wein.“

Sie mögen hier für andere stehen. Der Hergang, das Geschehnis kommt zur Ruhe und erhält die Schlichtheit, die aus einem tiefen Gemüt stammt. Es tut der Lyrik Kefers wenig: daß ihr da und dort das Vorbild heimlich über die Schulter schaut, beispielsweise gewisse Züge Billingers, des Landmanns, flüchtig aufblitzen. Die Bildhaftigkeit bleibt dabei doch eigen, so daß substantiell kaum etwas gefährdet erscheint und man geneigt ist, dem Dichter eine Wendung, eine Geste nachzusehen, die vielleicht nicht ganz unverwandelt worden ist.

Motivlich wird in der „Nacht des Hirten“ der alte, immer wieder erregende Bezug auf die so einfachen wie großen irdischen Gegebenheiten festgehalten. Diese Lyrik hat das Glück, sich nicht unaufrichtig in ihrem Dasein und Sosein verdrückt zu sehen und Aussetzungen ausgeliefert zu wissen, die sie an den Rand des Verderbens und in schmerzliches Verstummen führt. Sie verzweifelt nicht an einer Gedanklichkeit oder auch Sinnlichkeit, die über ihre Kräfte ist. Wenn sie dem Stern zuspricht, der tröstlichen Blume, dem Quell lauscht, der im Finstern springt, wenn sie den Regen lobt und den zartgebogenen Mond, die duftenden Bäume, wenn sie das Freundes und des geliebten Menschen gedankt, ja noch wenn sie Tod meint und bitteres Schicksal (und sie meint beides nicht selten), hat man das Gefühl, daß eine Güte am Werk ist, der das Vergängliche und Schwindende — diese sprachlos Widerfragen des Herzens — wohl vertraut sind, allein sich in jenen stillen Jabel, jene herzlich die Welt annehmende Musik retten, die wir als erstes im Bande vernommen haben. Einen Ton unschuldiger Freude, der der Reife näher sein mag, als man zunächst erfährt, erhort man immer wieder in Kefers Gedichten. Dieser oft gefühlvolle Lyriker, der uns einmal entdeckt:

„Und wie oben
sind wir zu Hause,
aber die Heimat
bleibt uns der Traum“ —

dieser gelegentlich rein vor sich Hinträumende ist sich der Bindungen wohl bewußt, aus denen er schließlich lebt, die ihn tragen und halten, ihn befeuern und beschwichtigen: der „Athen“, die das erste Gedicht des Buches denn auch ansingt:

„und wo im Dunkel ich noch zagend schreite,
ist euer Tritt wie Gott an meiner Seite“ —

und im weiteren Sinne der „im Blut erblühten“, der Heimat, zu der sich Linus Keler am Ende bekennen kann:

„Wo ich Wein und Brot begehrte,
neig ich mich der blonden Aere,
beug ich mich der jungen Rebe
und bekenne dich und Liebe.“

Karl Krolow

Prof. Dr. Gotthard Fliegel, der ehemalige Abteilungsdirektor der Preussischen Geologischen Landesanstalt in Berlin, vollendet am 28. Dezember sein 70. Lebensjahr. Fliegel hat sich seltener besonders um die Erforschung der geologischen Zusammenhänge des Niederheins verdient gemacht und der praktischen Geologie wertvolle Anregungen gegeben.

führt die innere Bindung zu Wien und seinen Menschen. Mit einem gutmütigen Humor bannt er das Wiener Leben in allen sozialen Schattierungen auf die Leinwand.

Eine besonders reizvolle Veröffentlichung bringt die Francksche Verlagshandlung (Stuttgart) in ihrem Mozart-Buch für die Jugend „Donnerstagsbuch“ von Robert Hinders-Kutschera. Jungen Menschen soll die klingende Welt des genialen Knaben nahegebracht werden. Aber es ist nicht minder ein Buch für Erwachsene, das vor allem auch durch seine lebendigen Zeichnungen zum Herzen spricht. Über dem Buch liegt die Sonne der Mozartschen Kindheit, aber auch die Schatten dieser Kindheit mit ihrem Wandel von Hof zu Hof.

Schließlich seien drei Neuerscheinungen aus der Welt des Films hervorgehoben. Im Max Hesse Verlag, Berlin, ist eine Veröffentlichung „Farb-Film-Technik“ (Schmidt und Kochs) erschienen, in der zum ersten Male der Versuch unternommen wird, die Beziehungen der Farbfilmlehre, der physikalischen Farbgesetze mit der Praxis des modernen Farb-Spielfilms klarzulegen. Das Buch gibt vor allem dem Farbfilmfachmann wesentliche Hinweise. Es ist aber auch für den Laien lesenswert, da es diesem bei der Betrachtung eines Farbfilms im Lichtspieltheater zu tieferem Wissen um die technischen und künstlerischen Voraussetzungen des neuen Verfahrens verhilft.

Im Schützen-Verlag, Berlin, ist das Buch „Ich filmt für Millionen“ von Dr. Martin Rikli herausgekommen. Rikli gehört zu den Pionieren des deutschen Kulturfilms. Mit dem Temperament des Kamera-Journalisten hat es ihn aber frühzeitig aus dem Atelier in die Welt getrieben, und für die Wochenschau hat er in allen Zonen des Erdballs interessantes Material gesammelt. Seine Kamera war beim Tierfang in Afrika, bei der sensationellen Entdeckung des Tut-Anch-Amon-Grabes, Als Kriegsberichterstatter ritt er im Fernen Osten. Als der Abessinien-Krieg ausbrach, finden wir ihn am Hofe des Negus. Nach dem Kommando der Wehrmacht mit einem Film von Kampf um Norwegen beauftragt. So liest sich dieses Buch wie ein spannender Roman vom Abenteuer, es zeugt aber auch von der wissenschaftlich-biologischen Arbeit, die Rikli auf seinen Filmaufnahmen nicht vergessend hat.

„Aus der Kinderstube des Films“ heißt ein neues amüsantes Buchlein von K. H. Leiter (Verlagsanstalt Moldavia, Budweis-Leipzig). Leiter, der bereits mit seinem Buch „Film Anno Tobak“ einen großen Erfolg hatte, setzt hier seine humorvolle Schilderung von Begebenheiten als die Filmerei noch mit technischer Primitivität gesegnet war und als ein ergötzliches Zwischenfüllen nicht mangelte. Das Buch gibt auch einen kleinen Rückblick auf die Frühzeit des Lichtspielwesens. Eberhard von Wiese

Baltische Tragödie

Und andere Neuerscheinungen in der Welt des Buches

Ein „Land ohne Anfang und Ende“ ist es, in dem Götz Niemand heranzwächst. Die von den engen Grenzen des Ständehochmuts aber auch vom Ausdruck eines unverfälschten Stolzes auf Besitz und Verfahren geprägte Welt baltischer Barone umfängt die Jugend eines ihrer illegitimen Sprößlinge. Sie nennen ihn „Niemand“, um den Mangel der Geburt zu verschleiern. Aber dieser Name aus dem Nichts wird zum Schutzpanzer für eine einsame und die Geheimnisse des Lebens leidenschaftlich aufspürende junge Seele. Dieser Götz Niemand lernt schon als Kind nein sagen. Nein zu der Oberflächlichkeit der gesellschaftlichen Lüge, nein zu fadenscheinigen Freundschaften, nein zu den Zügel, die man seinem geistigen Hunger nach Daseinskenntnis anlegen will. Ja, Götz Niemand sagt auch nein zu Gott, zu dem konventionellen Gott der abgegriffenen Phrase — und sucht doch sein Leben lang nach Sinn und Erfüllung des Göttlichen.

Wer soll seinen Hunger stillen? Der gegen die Ausschließung aus dem Kreis der Ständegossen mit sturer Eigenbrödeli revoltierende Onkel Rigo, die im Schatten ihres Vaters verkommene Kusine Wölfa, die über die Gemarkung ihres Rittergutes und die Seiten des Gotha nicht hinausblühenden Pflegeeltern? Bernd, der gute Gefährte der Jugend, dem es nicht vergönnt sein wird, dem Jüngling ins Herz zu schauen? In leidenschaftlicher Schwärmerlei verschenkt sich Götz Niemand, als der Freund ins Leben tritt, Axel, der Sohn vom Pastorat in Kurmuische. Die Sonne eines glücklichen Elternhauses strahlt über Götz, die Sonne der Liebe, des Verstehens, der Tiefe von Gefühl und Geist. Und dann ist dort Christel, die Schwester Axels, das alternde, von Schönheit nicht gesegnete Mädchen, das erglüht unter dem dichterischen Schwingenflug des Jünglings. Ist ihre Erfüllung? Die Seele ruht aus, aber die Leidenschaft des unruhigen Blutes ruft nach der schönen, schillernden, oberflächlichen Irene, die nach einem Sommer erotischer Tändelei einen reichen Ständegossen zum Manne nehmen wird.

Und dann bricht über dieses gesegnete, geruhsame, schlafende Land der Krieg herein. Nun, da die Grenze nach Deutschland verriegelt, geht ein Sturm durch die deutschen Herzen im Baltikum. Das Leben bekommt eine neue Richtung, als der Soldatentod Axels in den Reihen der deutschen Truppen Gewißheit wird. Soll Götz Niemand dem Beispiel des Freundes folgen und ausbrechen aus dem fremdvölkischen Zwang? Verstand und Gefühl kämpfen in seiner Brust. 1917, 1918. Über das Baltikum rast der rote Sturm. Die stolzen Güter verfallen, das Land blüht wie seine Herren, das schöne, weite, gesegnete Land. Wer kümmert sich um einen Niemand?

Inmitten des vom roten Terror schmachtenden Riga findet Götz Irene und ihr Kind. Eine Mutter der Flucht vor der eigenen Vergangenheit, denn diese Vergangenheit wird nun zur Brücke für Tod und Verschleppung. Als Irene vor der Befreiung Rigas den Leidensweg nach Moskau antreten muß, rettet Götz das Kind. Was sind nun noch die Träume von einem Leben im geistigen Abstand zur Wirklichkeit? Nur die Wirklichkeit stellt ihre Forderung. Götz Niemand rettet in der deutschen Freischar gegen den Feind seiner Heimat. Nun ist ihm doch Erfüllung geworden.

In epischer Breite schildert Gertrud von den Brincken in dem Roman „Niemand“ (Francksche Verlagshandlung, Stuttgart) die Tragödie des baltischen Landes. Schildert mit der Kraft des dichterischen Wortes die Menschen in der Selbstzerstörung der Vorkriegszeit, im Aufbegehren gegen den Sturm aus dem Osten. In seiner Weite und Schönheit erstet vor dem Leser das Bild des Baltikums. Ersteht die Figur dieses Götz Niemand, des Grübelnden, Träumenden, ewig Suchenden — des deutschen Menschen, der durch tausend Abgründe seelischen Kampfes zum Opfer, zur erfüllenden Tat findet.

Der Tibet-Film der Ernst-Schäfer-Expedition steht noch frisch in der Erinnerung. Der nüchterne Alltag versank, und auf der Leinwand erstand das vom Geheimnis umwobene Land mit Lhasa, dem Göttersitz. Und mit dem Film war auch Ernst Schäfer selbst gekommen und erzählte von der Begegnung mit dieser dem Europäer noch so verschlossenen Welt. Damals erfuhr man, wie Schäfer schon als Student an Forschungsreisen nach Innerasien teilgenommen hat und wie er dann nicht eher ruhte, bis er selbst solche Expeditionen leitete.

Das jetzt erschienene Buch Schäfers „Tibet ruft“ (Verlag Paul Parey, Berlin) stellt den Erlebnisbericht jener ersten Forschungsreise dar, die Schäfer in den von den Naturforschern bis dahin „stiefmütterlich behandelten“ Teil des zentralen und östlichen Asiens, nach Südosttibet, geführt hat. Was den Zoologen Schäfer vor allem interessierte, das waren die ungeheuren Möglichkeiten Tibets als Rückzugsgebiet für Tier, Menschen und Pflanzen zu erforschen. Während die übrigen Expeditionsteilnehmer vor allem ethnologische und archaische Fragen beschäftigten, interessierten Schäfer die Seltenheiten in Fauna und Flora, was es ihm darum zu tun, tiergeographische Grenzen festzulegen und die Aufklärung von Rassen- und Formkreisproblemen zu fördern. So vermittelt dieses Buch einen Blick in die Werkstatt des Forschers — und ist zugleich ein buntes Buch romantischen

Reisens. Den Leser umfängt die mystische Welt ihmastischer Klöster und Klosterstädte, ihn umfängt die heroische Wucht der tibetischen Hochebene. Durch die Dschungel und über die himmelragenden Paßstraßen unwegsamer Gebirge führt der Weg. Das interessante Buch bildet einen Teil des Schöpferschen Forschungsberichtes. In den Veröffentlichungen „Unbekanntes Tibet“ und „Dach der Erde“ hat die zweite Expedition ihren Niederschlag gefunden.

Wohl zum ersten Male wird der Versuch unternommen, eine „Weltgeschichte der Seeräuber“ zu schreiben. Unter Zusammentragung eines sorgfältigen und vielseitigen Quellenmaterials hat Friedrich Wencker-Wildberg in seinem Buch „Raubritter des Meeres“ (Vier Falken-Verlag, Berlin) diese Aufgabe gelöst. Es ist ein spannendes Buch, das den Bogen über die Jahrhunderte spannt. Lebendig wird die Piratenromantik des Mittelmeeres, aus der Vergangenheit taucht das Jahrhundert der Flibustier und Bukaniere auf, das abenteuerliche Leben des Konquistadores und Piraten Fernand Mendez Pinto gibt nichts nach an schillernder Phantastik dem bewegten Dasein des „Atlas des Chinesischen Meeres“. Und so wie in den südlichen Gewässern die mit den Kostbarkeiten des Orients beladenen Schiffe zur willkommenen Beute verwegenen Hasardeure des Meeres wurden, wie das reiche Venedige Jahrhundert seine ganzen Machtmittel zum Kampf gegen die Piraten einsetzte, so waren die nördlichen Gewässer Jagdgrund für Störbecker und die Vitenbrüder. Die Verwicklungen der Hanse mit den nördlichen Reichen und den Stadtstaaten, die ewige Unsicherheit auf den Fahrstraßen des Handels wurden wohl genutzt von Störbecker und dessen verwegenen Gesellen. Eine wahre „schwimmende Piratenrepublik“ stand als geschlossene Organisation gegen die Schiffe der erhabenen königlichen Kaufleute, und manches der alten Rittergeschlechter an den Küsten war nicht abgeneigt, Halbpakt mit den Seeräubern zu machen. In Hamburg auf dem Graskrohn finden Störbecker und hundert seiner Kumpane ihr Ende. Unter den Schwerstreichen des Meisters Rosenfeldt rollen ihre Köpfe in den Sand. Die fama hat einen üppigen Kranz von Anekdoten um Störbecker gelegt. Aber was uns heute als verwegene Romantik erscheint, war einst grimmige Fehde, Kampf um die Sicherheit auf dem Meer. Das Buch Wencker-Wildbergs stellt in seiner gründlichen Quellenforschung ein aufschlußreiches Kulturdokument dar.

Der unerbittliche Krieg im Osten hat schon zu mancher Veröffentlichung geführt, in der das Heldentum des deutschen Soldaten aufklügel. Erlebnisberichte aller Truppengattungen haben der Heimat die Front noch näher an die Herzen gedrückt. Wenn der OT-Kriegsbericht Guido K. Brand seinem im Verlag Volk und Reich G. m. b. H. erschienenen Buch den Titel „Ein Winter ohne

Reisen. Den Leser umfängt die mystische Welt ihmastischer Klöster und Klosterstädte, ihn umfängt die heroische Wucht der tibetischen Hochebene. Durch die Dschungel und über die himmelragenden Paßstraßen unwegsamer Gebirge führt der Weg. Das interessante Buch bildet einen Teil des Schöpferschen Forschungsberichtes. In den Veröffentlichungen „Unbekanntes Tibet“ und „Dach der Erde“ hat die zweite Expedition ihren Niederschlag gefunden.

Versailler Miniaturen / Kleine Skizzen zwischen Königsschlössern

In der Weite des großen Schloßhofes von Versailles reitet der bronzenen Ludwig XIV. Petits auf dem Pferd Cartelliers der Stadt entgegen. Den großen Federhut auf dem Haupt, die Rechte herrisch ausgestreckt, scheint er unabhängig seinen Willen über Menschen und Zeiten zu verkünden. Aber er besteht nicht. Je näher man ihm kommt, desto unsicher wird er. Was machtvoll schreit, wird pompös, was Majestät, zur Geste. Etwas Theatralisches ist um ihn, etwas vom opernhafte Pathos des 19. Jahrhunderts, das ihn unter Louis-Philippe hier aufstellte. Jetzt weiß ich es, er sieht aus wie der Trompeter von Säckingen... Versailles und seine Götter mögen mir verzeihen.

Die berühmten Spiegel

Die vielgerühmte Spiegel-Galerie vermag nicht zu halten, was die Phantasie von zwanzig Jahren einem versprochen hat. Die aus mittelgroßen Quadraten zusammengesetzten Spiegel mögen zu ihrer Zeit unendlich kostbar gewesen sein, heute werden sie von jedem modernen Friseursalon übertrumpft. Das mag recht ketzerisch klingen, aber es ist so. Wam möchte es gefallen, vor einem Spiegel stehend, sich grotesk verzerrt und vierfach geteilt zu finden? Auch das sicherste Selbstgefühl vermag das nicht. Höchstens ein so göttlicher Souverän wie Le Roi Soleil, der Verehrung und Bewunderung stündlich in den Augen seiner Höligen lesen konnte. — Durch die siebzehn hohen Bogenfenster fällt heller Sonnenschein eines lachenden Sommertages herein. Vielleicht ist es darum, daß man vergeblich in dieser Galerie nach dem beklemmenden Atem der Geschichte spürt, in dieser Galerie, die zweimal das Geschick Deutschlands bestimmt hat. Von Versailles nach Versailles, das war ein bitterer deutscher Schicksalsweg. Aber was am 28. Juni 1919 trostlos Ende schien, ist heute nur mehr mahnende Station geworden. Und schon im Hinausgehen geistert flüchtig die Frage durch die Gedanken: in welchem Saal wird einmal der wahre Friede dieses großen Krieges geschlossen werden?

Salon de la Paix

Im angrenzenden Salon de la Paix zeigt das Deckengemälde Le Brun, wie sich das 17. Jahrhundert diesen europäischen Frieden vorgestellt hat. Um Frankreich im Mittelpunkt gruppierten sich Spanien, Holland und Deutschland, die gleichen Staaten, die im gegenüberliegenden Salon de la Guerre sich entsetzt den französischen Kriegsblitzen beugen. Sinnfälliger als diese beiden Ecksäle könnten drei Jahrhunderte französischer Europapolitik kaum zum Ausdruck kommen. Übrigens feiern die Deutschen biertrinkend ihren Frieden! Ein kleines Beispiel dafür, wie tief in die Jahrhunderte verwurzelt das französische Vorurteil allem Deutschen gegenüber steht.

Im Grande Salle des Gardes, in dem am 6. Oktober 1789 Ludwig XVI. den Treueid Le Fayette und der Nationalgarde entgegennahm, befindet sich ein großes Wandgemälde von der Jahrhundertfeier der Revolution 1889 im Park von Versailles, auf dem die Köpfe von Brind und Clemenceau zu finden sind. Gegenüber Bildern von Napoleon und Josephine, Königtum, Republik und Kaiserreich scheinen sich in diesem Raum persönlich die Hand zu geben, und das Blut, das sie in Strömen gegeneinander vergossen haben, schreit nicht mehr zum gestirnten Himmel, es ist längst im Sand versickert und im Staub eines Jahrhunderts farblos geworden. Der unglückliche sechzehnte Ludwig hat nichts von einem Kaiser Napoleon ahnen können, als er auf der Concorde seinen Kopf unter die Guillotine legte, so wenig wie dem Kaiser am 18. Mai 1804, als er sich in Notre-Dame die Krone aus goldener Haupt setzte, der Gedanke kam, daß Paris niemals wieder das Gründungsjahr seiner Revolution festlich begehen werde. Heute ist auch diese Republik wieder Vergangenheit, wenn auch noch nicht Geschichte. Welches Bild wird wohl in einigen Jahren in diesem seltsamen Grandé Salle des Gardes neu hinzukommen?

Intermezzo

Auf der Marmoreinfassung des großen Wasserbeckens vor der Gartenterrasse, unbekümmert angelehnt an eine Bronzegruppe von Le Hongre, sitzt eine elegante junge Dame und sieht aufmerksam in ihren kleinen Taschenspiegel. Sie zieht sich mit Rosen nach Demoselen, steht das Schloß hell und klar im Glanz der Mittagsonne, die zu jubeln scheint über soviel majestätische Harmonie; der Wind zaubert lustiges Wellenkräusel über die spiegelnden Wasserflächen hin, die Kastanien stehen in dunkler Pracht, die Finken schmettern ihren hellen Liebesruf, und über der riesigen Weite dieses Gartens, der in seiner menschengewollten Architektur zur Landschaft königlichen Spiels mit der Natur geworden ist, spannt sich ein lichter Sommerhimmel voll blauer Gnade. Die junge Dame aber beschäftigt sich mit ihrem Lippenrot. Soll man ihr böse sein darüber? Le Roi Soleil hätte gewiß fürs erste einige Unmutsfalten auf der königlichen Stirn gekriegt über so viel Gleichgültigkeit seinem Garten gegenüber, der ganz Europa bewegt hat und die deutschen Duodezisten — da sie es ihm gleich tun wollten — an den Rand des Staatsbankrotts brachte. Aber dann hätte er wohl auch gelächelt, wie wir lächeln, über die reizende Lieblosigkeit einer schönen Frau, die selbst beim Anblick eines Weltwunders den seltsamen Schwung ihrer Lippen wichtiger nimmt.

Symbole

Begleitet von Tritonen und springenden Delphinen sprangen die vier Sonnenrosse mit dem göttlichen Apoll von der Mitte der großen Wasserbeckens auf den Tapis Vert zu, an dessen sattem Grün sich das Ange eben noch gelabt hat. Indessen, wie sie sich wild aufbauend in die Stränge werfen, und mit ihren Hufen das Wasser peitschen, scheinen sie viel mehr mit einiger Verzweiflung dem rettenden Ufer zuzustreben, als ihre gewaltige Sonnenfahrt durch den Äther zu beginnen. Und so hat denn der Volksmund auch den aus den Fluten auftauchenden Götterwagen bezeichnenderweise le char embourbé, den Karren im Morast, genannt. Louis Quatorze möchte wenig Gefallen an diesem Witz gefunden haben, war doch Apoll der überall in Versailles auftauchte, sein Lieblingssymbol und das Symbol seiner königlichen Majestät. Der Volksmund andererseits hat, vielleicht ohne es zu wissen, einen Vergleich gezogen, der viel bedeutsamer und schwerwiegender werden sollte als nur eine Augenblicksbelegung. Als der Herr von Versailles die Augen schloß, war der französische Staatskarrn tatsächlich schon fufhoch im Morast eingesenken.

Dem Heute allerdings gilt einzig das Gebliene. Um dieses Gartens von Versailles willen scheint man geneigt, dem vierzehnten Ludwig einiges zu verzeihen. Die Welt wäre ärmer, ohne solche rücksichtslosen Vollzieher ihres absoluten Willens, ärmer an erhellendem Atem der Geschichte und ärmer an Schönheit. Die Mitlebenden freilich tragen das Ungemach, die Härte, vielleicht Opfer und Entsendung, den Enkeln überkommt allein der Ruhm und die Größe. Des vierzehnten Ludwigs Bürger und Bauern haben die 500 Millionen Goldfranken für diese königliche Residenz aufbringen müssen, wir heutigen wandeln auf gepflegten Wegen unter Bäumen und marmornen Götterbildern, zwischen blühenden Beeten und anmutigen Wasserspielen, an lauschigen Boscetten und verschwiegenen Tempeln vorbei, und das Herz wird weit und voll Klang über die Verzauberung dieses Sommertages.

Die beiden Trianons

Im Augenblick, da die grüne Unberührtheit gepflegter Rasenbeete von tausend kleinen Gänseblümchen taugend weiße Tupfen erhält, ist man von Versailles hinübergewechselt in die Atmosphäre der beiden Trianons. Sie sind wie das grüne Intermezzo einer Staatskunst, die es plötzlich müde geworden ist, sonnenköniglich zu repräsentieren, sind das Boudoir des Prunkpalastes von Versailles. Denn so ausschließlich wie dort drüben auch der kleinste sich dem logischen Klassizismus unterordnende Gartenweg den Stempel der absoluten Persönlichkeit des Roi Soleil trägt, so verzehrend ist die sanfte Gewalt der beiden Trianons, des großen und des kleinen, als befreiten leise Hände ein königliches Haupt vom Stolz der drückenden Krone, um es in liebenden Armen zu wiegen. Zwei heitere Schwestern des Rokoko atmen hier würzige Gartenluft, im scharmanten Déshabillé, das keine Majestäten kennt, sondern nur das vertrauliche Du, ohne dabei den Adel des Herzens aufs Spiel zu setzen. Sie sind zärtlich, ohne süßlich zu werden, intim, ohne Verzierlichkeit, anmutig und zugleich geistvoll, von spielerischer Grazie und doch strenger Bewußtheit ihrer Linten. Eine Mozartsche Melodie sind sie, nach den schweren Barockakkorden von Versailles.

Drum atmet man auch auf, wenn nach der intellektuellen Geometrie des Versailler Gartens zwischen alten Bäumen das leichte Säulenspiel Weiß und Rosa des großen Trianon auftaucht. Zugegeben, daß es in seiner klaren Gliederung gar nicht so weit entfernt sein mag vom Versailler Repräsentationsstil, aber allein, daß das Auge es mit einem einzigen Blick umfassen kann, nachdem sein Blick sich drüben immer wieder in der Weite und Großartigkeit verlor, verleiht diesem Schloßchen einen neuen Reiz und die Liebenswürdigkeit des bezaubernden Einfalls. Der vierzehnte Ludwig bewegte sich hier ohne den strengen Zwang der Hofetiquette, Le Roi Soleil in Hausschuhen will zunächst so gar nicht in das überkommene Bild des großen Ludwig passen, der immer nur majestätisch auf bronzenen Rossen in diesem Schloßchen einen neuen Reiz und die Liebenswürdigkeit des bezaubernden Einfalls. Der vierzehnte Ludwig bewegte sich hier ohne den strengen Zwang der Hofetiquette, Le Roi Soleil in Hausschuhen will zunächst so gar nicht in das überkommene Bild des großen Ludwig passen, der immer nur majestätisch auf bronzenen Rossen in diesem Schloßchen einen neuen Reiz und die Liebenswürdigkeit des bezaubernden Einfalls.

Echte Natur?

So ähnlich die beiden Rokokoschwesteren sich scheinen, und so verliert sie einander die Arme reichen mögen, es gibt doch Unterschiede des Temperaments. Gibt die Ältere sich noch mit einem freilich graziösen Ernst, so huldigt die Jüngere dem mutwilligen Spiel. Im Augenblick, da die Parkwege vom großen zum kleinen Trianon führen, scheint echte Natur hereinzubrechen, mit willkürlich verschlungenen Pfaden, Felstrümmern, stillen Seen und munteren Wasserläufen, mit uralten rauschenden Bäumen und hügelanstiegenden Wiesen, aber auch mit blühenden Oleanderbüschen, dufschwermem Jasmin und der stillen Abgeschlossenheit griechischer Göttertempel und lausiger Nymphenrotten. Und schließlich mit einem träge plätschernden Dörflein, um den sich malerisch alte Bauernhäuschen zu bauen. In ihnen beständig sich das gehegte Mißtrauen gegen die scheinbare Natur endgültig. Man merkt die Absicht.

Le Roi Soleil und Marie-Antoinette

Aber man wird nicht verstümmelt. Man möchte heute noch der Frau die Hand küssen, die diesen Traum ersann. So wie man jederzeit bereit ist, dem vierzehnten Ludwig die Bewunderung für den seinen auszusprechen. Nur eine halbe Wegstunde liegen sie entfernt voneinander, diese beiden Gartenschöpfungen wahrhaft königlichen Geistes. Aber in Wirklichkeit steht ein Jahrhundert zwischen Ludwig XIV. und Marie-Antoinette, die ebenso sehr dem ausgehenden

Ein Luxushotel für Fische

Monako Riesenaquarium

Fürst Albert I. von Monaco legte 1889 in seinem Fürstentum den Grundstein zu einem Museum, das das größte und umfangreichste Meeresmuseum Europas werden sollte. Abgesandte aller Staaten führten zu dieser Feierlichkeit nach Monaco. Als dann viele der hohen Herren 11 Jahre später abernmals geladen wurden, um den fertigen Bau einzuweihen, fanden sie ein wahres Monstrum unmittelbar an der felsigen Steilküste in steilendweißen Steinen errichtet. Über hundert Meter war die Front lang, die sich achtzig Meter über dem Meer erhebt. In den oberen Stockwerken war eine umfassende Sammlung aller Dinge angeordnet, die auch nur die leiseste Beziehung zum Meer hatten. Die Ehrengäste, darunter der deutsche Großadmiral Koester, gingen wohl stundenlang durch diese Sammlungen, bis man sie schließlich in den Keller führte. Hier gab es allerdings nicht den vielleicht erwarteten Umtrunk, sondern man stand plötzlich und unvermittelt vor dem größten Aquarium, das das damalige Europa kannte.

Dieses Aquarium besteht noch heute. Es ist in den 33 Jahren, die seither vergangen sind, ergänzt und erweitert worden. 1000 bis 1300 Besucher aus aller Herren Ländern kamen täglich im Frieden dorthin und gingen behutsam durch eine Wunderwelt, wie sie in den Märchen aus Tausendund-einer-Nacht nicht farbiger, grotesker und absonderlicher enthalten sein kann. Auch der schönste Goumand vergrüßelt seine Magenerven, wenn er in den halbdunblen Kellergängen des Aquariums mit einer Welt Bekanntheit der Welt, die sonst 100 bis 6000 Meter unter der blühenden See ihr geheimnisvolles und stummendes Dasein führt. Aus den rötlich leuchtenden Felskronen stecken Muränen ihre giftigen Schlangenköpfe — starr, mit unheimlich leblosem Blick. Das Wasser strömt durch ihre halbgeöffneten Mäuler, aus denen nadelfeine Zähne wie eine Säge ragen. In dem Nebenbassin hat sich ein Drachenkopf breitgedrückt und auf einem Aquariumpfosten niedergelassen. Er scheint die personifizierte harmlose Dummheit der Fischwelt zu verkörpern. Ergeben ein wenig traurig sieht er mit kuhdummen Augen in das lauwarme Wasser hinein. Er scheint sich zu beklagen, aber niemand hört ihm zu, auch nicht das dicke Ehepaar der Riesenbarsche, das breit und selbstbewußt wie eine Pariser Concierge mit ihrem Prinzeßgemahl vor der Tür eines Mietshauses in Auteuil lauert.

Vergeblich bemüht sich der Besucher, ein Färchen der Tintenfische durch behärrlichen Klopfen an die Glasscheibe dazu zu bewegen, vor Schreck eine Füllfederladung Tinte zu verspritzen. Die beiden gelbschwarz gestreiften Gesellen mit den unwahrscheinlich klug und weise dreinblickenden Augen blinzeln zwar aufmerksam, sind aber im übrigen von derartigen infantilen Versuchen derart überättigt, daß sie ihre Tarnflüssigkeit für bessere Gelegenheiten aufsparen. Mit dem zerknitterten mißmutigen Gesicht des Advokaten einer provencalischen Kleinstadt blickt ein orange und rot gestreifter Pleurois Voltants über den sandigen Grund seines Bottichs, während ein leuchtendgrüne Lippschiffe eilig in sanften Bögen das Wasser durchziehen. Langusten stellen hölzernen und ungelinken Ritrern gleich über den glatten Steinboden ihres Beckens. Dicht daneben nistet dicke Octopus vulgaris wie graue Eulen kaum wahrnehmbar in Felsnischen.

Rokoko ihr grazios verspieltes Gesicht gab, wie der König der aufgehenden Sonne Frankreichs das Gepräge des absoluten Machtbewußtseins. Beide haben sie mit der Natur gespielt. Ludwig mit der großartigen Geste des bestimmenden Willens, die Habsburger Tochter mit dem betörenden Lächeln eines romantischen Herzens. Und doch ist es nicht allein der männlich-weibliche Gegensatz, der in den beiden Gärten lebendig wird. Wo Versailles in seiner Bewußtheit noch etwas von ursprünglicher Naivität hat, wird die idyllische Parklandschaft des kleinen Trianon zum Phantasiespiel raffiniertesten Geschmacks. Man vergesse nicht: dazwischen steht der fünfzehnte Ludwig mit der Pompadour, für die das kleine Trianon gebaut wurde, und mit der Dubarry, die es dann bewohnte. In ihm verkörpert sich am ausgeprägtesten der Lebensstil des Luxus und des hemmungslosen Genießens, ohne die Persönlichkeitskraft des Urgroßvaters. Marie-Antoinette leitet eine neue, die letzte Phase des Rokoko ein. Unter dem Eindruck von Rousseau entdeckt ihr kaprizioses und so oft gelangweiltes Köpfchen die Natur und die — Einfachheit. So spielt sie in ihrem Liebhaberdorf Hameau Bäuerin, melkt Kühe, füttert Hühner und Enten, erntet Salat in den Miniaturgärten und mahlt das Korn in ihrer Spielzeugmühle. — Man legt den Reifrock ab, aber man läßt die seidene Dessous darunter, man schlägt ein farbiges Kopftuch ums Haar, aber die gepuderten Locken bleiben. Es ist die Koketterie des verwehtesten Geschmacks mit der — vielleicht ersehnten — Natürlichkeit, die in den farbigen Bändern des Schäferspiels hängenbleibt, während draußen das Volk verhungert und das dumpfe Grollen der Revolution immer vernehmbarer wird.

Königin des Rokoko

Man kann diesem Volk und seiner Revolution die große Berechtigung nicht abstreiten. Aber wer vermöchte es, der Königin des Rokoko an einem Sommertag in Trianon böse zu sein und die Launen eines lebenslustigen Köpfchens, das bei aller Verständnislosigkeit gegen die Umwelt so viel persönlichen Geschmack und Geist vertritt? Denn nicht nur der Garten, auch das Schloßchen selbst, das wie eine vornehme Privatvilla anmutet, atmet so ausschließlich ihr bezauberndes Fluidum, als habe hier niemals vor ihr die derbsinnliche Dubarry dem königlichen Geliebten empfangen und nach ihr Marie-Louise zuweilen auf Napoleon gewartet. Diese Gemächer sind von einer unaudringlichen Intimität und behutsamen Eleganz zugleich, von einer beglückenden Ruhe und voll fraulicher Würde, die überrascht, wenn man weiß, daß dieses verwöhnte Weltkind immer sprunghaft schien nach neuer Unterhaltung, und es erst in den düsteren Räumen des Temple lernte, mit sich allein zu sein.

Im Hinausgehen fällt der Blick auf die zarten Pastellfarben eines Kinderbildnisses, das in Augenhöhe von der Wand grüßt. Es stellt Marie-Antoinettes einzigen Sohn, den kleinen Dauphin, dar, etwa im Alter von sechs Jahren. Ein riesiger Ordensstern schmückt schon die kindliche Brust, aber er verblißt unter dem sprechenden Ausdruck dieses schönen Gesichts, unter der sanften Gewalt, die von dem Kind ausstrahlt, anstatt dieses Bild jeglicher hofischer Maniertheit. Das ist nicht der Dauphin, nicht der künftige Herrscher Frankreichs, der den Besucher anblickt, sondern ein frischer, aufgeweckter Junge, mit allem Liebreiz des Aufblühens und allen Fragen des Kindes im Antlitz. Um so erschütternder führt es an, in diesen Augen die Neugier nach dem Leben zu lesen, da man weiß, daß es, ohne es noch fassen und halten zu können, irgendwann in den großen Revolutionen von Paris verkommen wird. Und so will mir scheinen, daß von allen Wundern eines Frühlingstages in Trianon diese Kinderaugen die einzigen sind, die eine stille aber unveränderliche Anklage erheben gegen Königsräume, über denen das Volk vergessen wurde. Hubert Doerrschuck



Verschnittenes Dorf im Erzgebirge

Aufn. Scherl

daß Seine Hoheit Heniochus Macrolepidotus, der aus Java importiert wurde, unbedingt sein Bad auf 27 Grad erwärmt hat. Andernfalls könnte die exotische Durchlaucht verärgert sein. Jeder exotische Pensionär wird mit besonderer Sorgfalt gehätschelt. Ist doch das große, leise plätschernde,

halbduckle Aquarium nichts anderes als eines der mächtigen Luxushotels am Rand der Corniche; manches Zimmer steht leer, weil die Gäste ausbleiben. Die wenigen aber, die noch dort sind, werden gehegt und gepflegt wie richtige Fürstlichkeiten. Haste

Im Herzen Galiziens

ppg. Lemberg, im Dezember

Es gibt Landstriche, die immer wieder im Lauf der Geschichte Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen sind — wo die alten Wunden kaum vernarben, ehe schon wieder neue geschlagen werden. Zuweilen konnte man fast den Eindruck haben, als wären die betreffenden Gegenden mit irgendwelchen unerklärlichen Kräften begabt, die Ereignisse förmlich herbeiziehen oder sie doch zur völligen Entwicklung bringen. In Galizien, wo seit je die Spannungen zwischen Ost und West sich in kriegerischen Handlungen entladen haben, kann man auf Schritt und Tritt zu solchen Gedanken angeregt werden.

Da ist zum Beispiel die Gegend um Brzezany, im Herzen Galiziens. Unzählige Male haben sich hier feindliche Heere gegenübergestellt, und dreimal allein in der jüngsten Vergangenheit hat die Kriegsgeschichte den Namen Brzezany verzeichnet. Das erstmalig von Tarnow-Gorlice im Sommer 1915 der russische Rückzug zum Stehen kam, und der Mittelausschnitt unserer Front, die damalige 2. Armee unter Böhm-Ermolli, auf den Höhen entlang der Zlota Lipa, beiderseits Brzezany feste Stellungen bezog. Das zweitemal war es im polnisch-ukrainischen Krieg, in dessen Verlauf sich im Jahr 1919 wiederum heftige Kämpfe gerade um Brzezany entwickelten. Und im gegenwärtigen Krieg trafen sich hier unsere Truppen mit der Armee Timoschenkos zu einem kurzen, aber scharfen Gefecht, von dem der heutige Anblick Brzezany's noch lebhaftere Vorstellungen gibt.

Es war ein sonniger, schimmernder Herbstmorgen, als wir uns zu dem hochgelegenen Bernhardinerkloster aufmachten, von dem wir uns

einen ersten Überblick über die freundliche, ersten Hügel gebettete Stadt zu verschaffen hofften. Das Städtchen, das jetzt wenig mehr als 8000 Einwohner zählt, ist bald durchwandert. Untenwegs entdecken wir eine kleine armenische Kirche, in der eine von Rydz-Smigly gemalte Madonna hängt. Sie ist jedoch so wenig bedeutend wie ihr Schöpfer, der nachmalige letzte Marschall Polens, in dessen einstigem Wohnsitz wir soeben eine sehr geruhame Nacht verbracht hatten. Jenseits der schmalen, munteren Zlota Lipa beginnt schon der Anstieg zum Kloster. Der Weg führt durch lauter Trümmer. Manchmal klettert man über Stufen, die früher zu irgendeinem Haus gehört haben, von dem jetzt nur noch die Fundamente und ein paar verstreute Ziegelsteine zu finden sind.

Mit jedem Schritt gewinnen wir neue und schönere Ausblicke auf die hinter uns liegende Stadt, deren verfallene, hügelige Lage ihr schon so oft zum Verderben wurde. Die Türme der auf einer Anhöhe erbauten alten römisch-katholischen Kirche tauchen auf, später die Kuppeln der griechisch-katholischen Kirche, daneben der schlichte viergekirchige Turm des Rathauses, das mitten auf dem Marktplatz steht, dessen Weiträumigkeit ausweist, daß auch Brzezany, wie viele andere Städte in Galizien, nach deutschem Recht gegründet wurde.

Nur ein barfüßiger Bub sammelt rascheln das gefallene Laub in Säcke und ruft uns etwas zu, was wir nicht verstehen. Dabei deutet er an dem freistehenden Glockenturm vorbei nach Norden, wo ein kahler graubrauner Hügel im leichten Bogen einen Teil der Stadt umgreift. Wollte der Junge uns diesen zeigen? Es ist die Lysomahöhe, die im Volksmund der „Schlachtenhügel“ heißt. Dort also haben im ersten Weltkrieg unsere Truppen gestanden, deutsche, österreichische und türkische, in treuer Waffenbrüderschaft. Von ihren Stellungen ist mit bloßem Auge nichts mehr zu erkennen, aber unten im Tal, an dem großen, glitzernden See, den eifrige Mönche vor langen Jahren angelegt haben, findet der suchende Blick ein Feld schlichter Kreuze, von hohen Bäumen überschattet; die toten Soldaten jenes Krieges. Weiter stadtwärts liegt die Ruine des einst prächtigen und wahrhaften Stadtschlusses der Familie Polocki, ein anderer Zeuge des damaligen Ringens. Sonst aber hat die Zeit die alten Spuren fast alle verwischt; dafür sind die aus den Sommertagen des Jahres 1941 um so weniger zu übersehen. Unter uns, am Westeingang der Stadt, steht kaum noch ein Haus. Doch seltsam, auch diese Trümmer haben inzwischen das Drohende, Schreckende verloren. Das Leben ist über sie hinweggegangen, bildet allenthalben neue Formen, läßt die alten in schmerzlicher Erinnerung untertauchen und schließlich ganz vergessen.

Für die Bewohner der Stadt, deren lässig-geschäftiges Vormittagstreiben wir zwischen den hübschen Amphoren der Klostermauer hindurch beobachten können, wiegen freilich schwerer noch, als die Wunden, die die Kriege geschlagen haben, die ändern, die aus der „friedlichen“ Durchdringung des Landes durch die so oft bekämpften Machthaber aus dem Osten entstanden. Brzezany war zur polnischen Zeit eine ausgesprochene Rentnerstadt, und die große Zahl hübscher Villen zeugt heute noch von dem einstigen geruhamen, wohlhabenden Leben. Aber den Bolschewisten, die im Jahr 1939 zu ihrer Interessengrenze vordrangen, war dies ein Dorn im Auge; in kurzer Zeit waren alle Menschen, die irgendwie Geltung hatten, verschwunden.

Heute ist Brzezany Sitz eines Kreisoberhauptmanns, der mit einem kleinen Stab von Mitarbeitern die Geschichte der Stadt und des 3000 Quadratkilometer großen, rein ländlichen Kreises lenkt. Zwar kann er mit den jetzt zur Verfügung stehenden Mitteln die Spuren der Vergangenheit auf ein gemeinsames Ziel, die angespannte Arbeit die von der Bevölkerung im Kampf gegen den gemeinsamen Feind gefordert werden muß, gibt dem Leben wieder einen Rhythmus, mit dem sich eine zukünftige Gestalt zu festigen beginnt.

E. Hutsch

Einsparung durch Verbesserung

Erste Gauausstellung»Betriebliches Vorschlagswesen«in Magdeburg

1. Magdeburg, im Dezember

Um die kriegswichtige Bedeutung des betrieblichen Vorschlagswesens allen Schaffenden zu veranschaulichen und sie vom leistungssteigernden Wert der Mitarbeit aller zu überzeugen, wurde in Magdeburg durch Gauleiter Reichsstatthalter Rudolf Jordan die erste Gauausstellung „Betriebliches Vorschlagswesen“ eröffnet, die bis zum 31. Dezember gezeigt wird. Der Gauleiter betonte die Aufgabe des betrieblichen Vorschlagswesens als politische und weltanschauliche Ausrichtung des deutschen Menschen auf unsere Zeit. Während der Marxismus alle Arbeitsmittel und Maschinen nur als Mittel kapitalistischer Ausbeutung betrachtete und die Maschine zum Feinde des Menschen machte, verfolge der Nationalsozialismus das Ziel, die aus dem Arbeitsmittel gestaltete Umwelt immer mehr im Interesse der Basis für unerhörte Fortschritte zu schaffen, welche es nicht nur Hirn und Hand, sondern die Begeisterung, ja die Seele des deutschen Menschen zu mobilisieren. Je mehr die Seele mit schwingt, um so wertvoller werde die Arbeit, welche sie dann den Menschen nicht zum Sklaven erniedrige, sondern in ihm das Bewußtsein stärke, daß er die Maschine beherrscht und daß er mit ihr produktive Arbeit leistet. Das betriebliche Vorschlagswesen werde so weit gefördert, daß das ganze deutsche Volk es als seine eigene Sache empfinde.

Gaubmann Knabe hatte eingangs über den Stand des betrieblichen Vorschlagswesens im Gau Magdeburg-Anhalt gesprochen. An einem Wettbewerb, zu dem Reichsleiter Dr. Ley für die Zeit vom 24. bis 30. Oktober aufgerufen hatte, beteiligten sich im Gau 126 Betriebe, in denen in dieser Woche 5384 Verbesserungsvorschläge abgegeben wurden. Von ihnen waren insgesamt 85 vH brauchbar. Bei 77 Betrieben, die ihre Vorschläge inzwischen auswerten konnten, ist zusammen auf ein Jahr berechnet eine Ersparnis erzielt worden von 1.174.893 Arbeitsstunden, 199.553 kg Eisen und Stahl, 35.400 kg Dural, 10.000 kg Mischsäure, 2900 kg Öl, 1032 kg Papier,

200 kg Gummi, 28.730 qm Holz, 124.367 Kilowattstunden Strom und 8025 Tonnen Kohle. Der Gaubmann konnte anschließend 19 Mitarbeitern des betrieblichen Vorschlagswesens als Dank und Anerkennung für besondere Erfolge das vom Reichsleiter Dr. Ley gestiftete Leistungsbuch überreichen.

Ein Rundgang durch die Ausstellung läßt eindrucksvoll und überzeugend die praktischen Erfolge des betrieblichen Vorschlagswesens und damit seine Bedeutung erkennen. 26 Betriebe des Gau's berichten mit Modellen über einzelne Verbesserungsvorschläge, über den früheren Zustand und die neue Lösung, zeigen Bilder der Erfolgsgeschichten, von denen die Vorschläge stammen. Wie selbst kleinste Dinge in der Massenproduktion große Bedeutung haben, zeigt ein Vorschlag, bei dem die Erhaltung von wenigen Stanzabfällen von Stecknadelkopfgroße in einem Werk jährlich eine Materialersparnis von 5000 kg ermöglicht. An einer halbautomatischen Fräsmaschine für Rundstempel wurde durch einen anderen Vorschlag die Stundenleistung um 120 vH erhöht und gleichzeitig die Zahl der Arbeitskräfte auf ein Drittel verringert. Durch eine Verbesserung im chemischen Laboratorium kann eine Analyse, die im Jahr mehrtausendfach vorgenommen werden muß, von bisher 60 Minuten Dauer auf 15 Minuten abgekürzt werden. Das sind einige der zahlreichen Beispiele, wie bereits mit großem Erfolg verbessert wurde. Insgesamt hatten im Gau Magdeburg-Anhalt bis Mitte dieses Jahres 155 Betriebe das Vorschlagswesen eingeführt und systematisch ausgebaut. Sie erhielten bis dahin zusammen 18.228 Verbesserungsvorschläge. Im ersten Halbjahr 1943 wurden im Gau monatlich durchweg 832 Vorschläge gezeit. Im September dieses Jahres hatte ein Großbetrieb allein 4677 Vorschläge, von denen 70 vH brauchbar waren, ein ganz bemerkenswerter Erfolg. An den Verbesserungsvorschlägen sind in erster Linie Facharbeiter, Vorarbeiter und Meister, daneben auch Ingenieure beteiligt. Außerdem zahlreiche Lehrlinge, Hilfsarbeiter, Kaufleute, Frauen und selbst ausländische Hilfsarbeiter gehören zum Kreis der Einsender.

